

Natur und Wald in der Sprache der Dichtung

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal
= Journal forestier suisse**

Band (Jahr): **116 (1965)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Natur und Wald in der Sprache der Dichtung

Von den Anfängen der Kultur bis in unsere Tage blieb die Sprache eine der edelsten Ausdrucksformen menschlichen Denkens, Fühlens und Empfindens. So findet das Naturgefühl in der Dichtung einen ganz besonders reinen und tiefempfundenen Ausdruck. Wie in Gottfried Kellers Waldlied lauschten zu allen Zeiten die «jungen Dichter» still im Wald, ihm haben sie wie Conrad Ferdinand Meyer immer wieder Glück und Schmerz anvertraut, einst und jetzt war und blieb der Wald ein Ort der Eingebung, der Stille, wo Geist und Seele ihre eigene Tiefe fanden.

Um nicht zu vergessen, daß der Wald nicht bloß Holz erzeugt, Wasser und Luft gesund erhält, den fruchtbaren Boden, unsere Siedelungen und Anlagen schützt, Ungezählten Ruhe und Erholung spendet, sondern auch Lebenswerte in der Kunst verkörpert, wurde eine Anzahl Dichter, Schriftsteller und ihre Interpreten eingeladen, in einigen Zeilen ihre Beziehungen zum Wald und zur Natur wiederzugeben. Freudig sind sie der Einladung gefolgt. Ihnen allen danke ich herzlich dafür. Möge es auch ihnen der Wald tausendfach vergelten.

Der Redaktor

Das Heft wird auch als Sonderdruck der dichterischen und schriftstellerischen Beiträge herausgegeben und kann zum Preis von Fr. 4.— beim Sekretariat des Schweizerischen Forstvereins, Universitätstraße 2, Zürich, bezogen werden.

La forêt en décembre

Quand j'ai revu aujourd'hui ma forêt, ma grande forêt, toison du monde, elle n'avait plus ce sol gris ou ambré, tendu et souple, elle était figée, durcie par le froid. Et sur la première couche de neige, les branches se cassaient comme des cordes de verre.

Ma forêt de Finges en cette saison ne voit plus le soleil ou si peu ! Elle ne cesse d'être blanche et noire, glacée, muette, avec les traînées d'aiguilles mortes qui la sillonnent de feux follets. Noire aussi est l'eau du Rhône, presque sans voix, qui coule sur un fond de cailloux sombres ; les criques sont gelées et le sable est aussi blanc que le givre. Seule une plante bizarre, aérienne, se met à vivre dans ma forêt, se nourrissant d'elle. D'un vert plus clair que les pins, un peu cuivré, elle sécrète des perles laiteuses d'une beauté qui, toujours, m'émeut. J'ai ramassé le gui. Il sera l'ornement de nos fêtes de fin d'année. Nos chambres recevront de lui un éclat doux et je verrai ces perles luire d'un feu voilé tard dans la nuit.

Dans les arènes et au revers des collines, les pins portent aussi entre leurs aiguilles une végétation cristalline : le givre. Les mélèzes sont entièrement poudrés, et les branches des bouleaux retombent en cascades roidies. Ici, la neige a pris un granulé, une splendeur luisante et dure. J'ai fait trotter mon cheval tantôt dans les zones ensoleillées, tantôt dans les zones ombreuses, et je humais avec joie cet air inhumain mais pur. J'étais si éblouie par tant de jaillissantes blancheurs que le chemin, devant nous, sous les ramures m'apparaissait comme un tunnel obscur. Je fonçais dedans, tête baissée, et je ressortais bientôt de ces ténèbres, galopant à travers des collines de sel. Parfois je me retournais, doutant presque de la réalité de ce paysage.

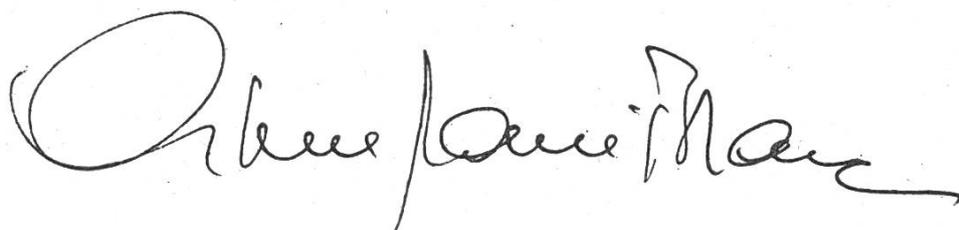
S. Corinna Bille

Was mir der Wald bedeutet

Stille, Ruhe, Entspannung – und gute Luft! Der Gegenpol dessen, was das Berufsleben an Lärm und Anspannung, Unruhe und Schmutz auf den Wegen zur Arbeit – auf den Straßen, in den rollenden Eisenbahnen, auf den überfüllten Flugplätzen – und bei der Arbeit hinter den Kulissen, auf der Bühne und in den Studios mit sich bringt.

Am liebsten sind mir lichte Wälder – jene Wälder voller Blattbäume im Frühjahr – wenn die zartgrünen Blätter sich wie Scherenschnitte gegen den blaßblauen Himmel abzeichnen, die Sonnenstrahlen zum feuchten Waldboden dringen und die weißen Anemonen- und goldenen Primelteppiche aufleuchten. Oder im Herbst – wenn bewaldete Hügel zu übergroßen, brennenden Büschen werden und jauchzend in ihrem Gold- und Kupferglanz letztmals ihre Lebensfreude verschwenden. Und im Winter – wenn die Schneeflocken in ihrem Wirbeltanz kahle Erlen- und Birkenstämme umgaukeln, sich lautlos im Geäst niederlassen und mit ihrer Decke den letzten Laut dämpfen und die Natur leise zur Ruhe betten. Dunkle Wälder flößen mir Angst und Unbehagen ein. Tannen mag ich nur in ihrer Jugend oder als Weihnachtsbäume – oder aus der Höhe gesehen, wenn schwere Wattebüsche von Schnee ihr dunkles Grün unterbrechen.

Ein Wald liegt mir besonders am Herzen. Ich begegnete ihm als junges Mädchen, das davon träumte, eines Tages eine der bezauberndsten Gestalten Shakespeares verkörpern zu dürfen. Seither tummelte ich mich in zwei langen Reihen von Vorstellungen in ihm. Er lebt weiter in mir: der Märchenwald in «Wie es euch gefällt», der Ardennerwald aus «Rosalinde».

A handwritten signature in black ink, reading "Anne Marie Blanc". The signature is written in a cursive, flowing style with a large initial 'A' and a long, sweeping tail.

Sull'albero del castagno poetò Giovanni Pascoli e scrisse da par suo Francesco Chiesa — senza contare chissà quanti altri — in versi e in prosa. Nel « mal di poesia » che affligge e consola i vent'anni, anch'io espressi il mio amore per gli alberi, con particolare affetto per quello allora prospero nel Canton Ticino. Oggi, volendo esprimermi liricamente, non imporrei più un carattere umano agli alberi, questi calmi testimoni della Provvidenza. D'altronde, se così succedeva ai tempi miei e in altro tono succede anche adesso, penso che i moderni ventenni butterebbero come zavorra, oltre alle rime, anche l'affettuosa lode al castagno.

Quest'albero caro ai vecchi ticinesi, tipico del paesaggio nostrano, è purtroppo in decadenza, malandato e difficile da curare. Secondo le previsioni, i nostri nipoti ignoreranno la sua ombra fresca e non mai tetra, né caveranno dai ricci spinosi i frutti lustrati, così dolci se cotti a dovere sulla brace del focolare. Forse solo da qualche museo vallerano impareranno come fosse l'autentico camino dei bisnonni.

Vien da chiedersi: quale altro albero prenderà il posto del castagno, si farà di casa qui, conferirà il suo carattere alle nostre pendici? Si bucina di specie malese o giapponese, resistente al cancro e ad altri arborei malanni. Be', tanto meglio. Purché serbino alle montagne il loro manto verde, a scampo delle frane, benedetti siano! Alberi esotici o che altro, benedetti, pur se non offriranno ai bimbi e ai grandi uno squisito frutto dentro l'astuccio spinoso. D'altra parte, non vanno sempre più fuori moda anche i burberi nonni dal cuor d'oro, sempre più nel regno delle favole?

Ecco dunque la mia antica *canzoncina autunnale*:

Boschi autunnali percorsi dal vento
sotto il gran cielo di pallido argento,
che dite? . . . Soffio ora pare or lamento,
ora sospiro ora murmure lento . . .
Che dite, boschi percorsi dal vento?
Ecco gli abeti, ravvolti nei neri
cappucci aguzzi, borbottan severi:
« Mai verno o state mutiamo pensieri,
i nostri manti portisam sempre interi.
Noi siamo i puri, noi siamo gli austeri. »
E la betulla che sta tremebonda
e bianca al vento che tutta la sfronda,
« Ahimè! » sospira, « mi feci sì bionda
per te, Settembre: una fiamma giocanda.
Or tu mi lasci, la nebbia m'inonda . . . »

La grande quercia slargando le braccia
alza nel vento la ruvida faccia
e sfida: «Vento, ogni fronda mia straccia,
sperdine pur ogni labile traccia!
Le mie radici non temon minaccia.»

Ma il buon castagno: «Fratelli, coraggio!
Trascorre l'anno e noi stiamo, nel raggio
sempre più tenue del sole. Un assaggio
offriamo dolce a chi passa, e il suo viaggio
sarà men duro, in attesa del Maggio.»

Dice il castagno: «Fratelli, coraggio!»

Uma Burgin

Der Tod im Wald

Axthieb schallt und Sägen rauschen;
Neigen, Stürzen, Kronenkrachen.
Kann ich solchen Ton erlauschen,
Hei, da muß ich grimmig lachen.

Hohe Zeit ist's, alte Recken,
Jungen euer Feld zu räumen,
Die seit lang im Schatten stecken
Und von vollem Lichte träumen.

Schmetternd in die dichten Scharen
Mit den Stämmen, mit den Kronen,
Bringt ihr Tod im Niederfahren
Und Verwüstung ohne Schonen.

Aber Licht in breiten Fluten
Segnet was an jungem Leben
Darf sein Haupt in Sonnengluten
Und in Frühlingsstürme heben.

Walter Schädelin

Sommer

Vorbei des Kuckucks Ruf,
Vorbei der Amsel Sang,
Ein leichter Wind nur rauscht
Dem grünen Wald entlang.

Die goldne Saat ist reif,
Die Ähren hängen schwer,
Und eine Wolke schwebt
So still einher.

Und müßig schlurft der Bach
Um Wurzel, Stock und Stein
Und steckt die Nase träg
In jedes Loch hinein.

Ein junger Apfelbaum
Träumt in der Sonne Glast,
Nickt endlich friedlich ein
ob seiner Last.

Vogellied

Ich möchte wie ein Vogel sein,
Der einsam sich ins Blaue schwingt
Und der im Frühlingssonnenschein
Auf einem Zweig sein Liedchen singt.

Er weiß nicht, ist es schön und gut,
Es jubelt nur aus seiner Brust.
Als ob das übervolle Herz
Sonst springen müßt vor Lieb und Lust.

Man sieht ihn nicht, er ist so klein,
Und ringsum ist die Welt so groß.
Sein Liedchen nur steigt auf und sinkt
Wie Tropfen in der Erde Schoß.

Und unvermutet fliegt er fort.
Nun tönt es fernher wie im Traum,
Es schwebt, verklingt, schwellt wieder an
Und füllt den ganzen lichten Raum.

Herbstgang im Wald

Ach, wie entfärbt sich der Wald,
der gestern noch feurig gelodert,
Müde aus dunklem Gezweig
flattert das sterbene Laub.
Leiser der Klang meiner Schritte
auf welk überschütteten Wegen,
Grau und kühler die Luft,
die mich einst wärmend umblaut.
Ewiger Wandel des Lebens,
wie gleichst du den Schalen der Waage,
Wenn die eine sich füllt,
steigt schon die andre empor.

Weise das Schicksal, denn nimmer
ertrügen wir währende Freude,
Nimmer auch währendes Leid,
eins nach dem andern tut not.

Dunkler die Tiefe des Waldes
und leiser der Wind in den Kronen,
Zart wie ein tröstliches Lied,
das einst die Mutter mir sang.
Kindheit, wie warst du mir lieblich,
du seligstes aller Gestade,
Da noch das heitere Spiel
lächelnd die Schmerzen begrub,
Hell war die Nähe und ach,
wie lockend die schimmernde Weite,
Lange schon bleibst du zurück,
lange schon bist du mir fern.

Steiler wird nun das Gelände,
man sieht zwischen stämmigen Eichen
Moosüberdecktes Gestein,
Felsen mit zackigem Rand.
Wachstum und hemmende Starre
und hier, wie fühl ich es deutlich,
Sitzt, wenn die Schwermut ihn faßt,
Pan, der heidnische Gott,
Sitzt und spielt auf der Flöte
und starrt in das hohe Gezweige,
Düster verhallet sein Lied,
trauriger dunkelt der Tag.

Da, was bestürmt ihn mit eins,
 das Horn zum Munde erhebend
Ruft er herrlich und kühn
 mächtig erschauert der Wald,
Flüchtiger alles Getier,
 es trommeln die eiligen Hufe
Selbst die Völker der Luft
 fliegen in Scharen davon.

Nun wieder Stille, und mählicher
 windet der Weg sich zur Höhe,
Und wie so gütig und licht
 hellt nun der Himmel sich auf,
Fern schon scheidet die Sonne
 vergoldet die herbstliche Weite,
Purpurn umrandet und leicht
 schweben die Wolken dahin.
Hier will ich ruhend verweilen
 im Strome des stillen Vergehens,
Vor mir im schwindenden Schein
 friedlich verklärt liegt das Land.
Ruh'n von Taten und Werken,
 o heiteres Abbild des Sterbens,
Glühen und leise verglühn,
 sinkend ins ewige All.

Marie Breßler

«Bist auch so ein Fürwitz, der meint, er wisse alles, und wie wunderweit es die Menschen gebracht hätten mit ihren Büchern und Wissenschaften und Maschinen! Kannst die dicksten Bücher lesen, darin aufgeschrieben steht, was die Menschen seit zehntausend Jahren gemacht und gelebt haben, und weißt am Ende nicht mehr, als was dir ein Quadratfuß guter Waldboden nach einem Gewitterregen auch erzählen kann. Wenn so ein Regen fällt, wie eben jetzt, da schuftet's, heizt's und verdampft's, denkt's, erfindet's im Erdboden, ärger als in allen Maschinenfabriken, Chemikerwerkstätten und Dichterstuben. Hei, wer das fühlt und miterlebt, den dürstet nach keinen Wundern mehr . . . Der Waldboden ist unerschöpflich an Einfällen, nie, nie scheint er zufrieden. Immer fehlt seinen Erfindungen etwas, keine ist vollkommen . . . nur ein Versuch, Versüchlein. Just wie die Menschen auch. Merkst, Mägdelein, wie auch im Wald alles nur ein Gleichnis ist?»

Aus der Erzählung «Toni, der Schwämmeler».



Blätterfall

Der Herbstwald raschelt um mich her.
Ein unabsehbar Blättermeer
entperlt dem Netz der Zweige.
Du aber, dessen schweres Herz
mitklagen will den großen Schmerz —
sei stark, sei stark und schweige!

Du lerne lächeln, wenn das Laub,
dem leichten Wind ein leichter Raub,
hinabschwankt und verschwindet.
Du weißt, daß just Vergänglichkeit
das Schwert, womit der Geist der Zeit
sich selber überwindet.

Christian Morgenstern

Addio a tre pini

Diderot avrebbe voluto assistere, dice, alle morte dell'ultimo re, impiccato con le budella dell'ultimo prete.

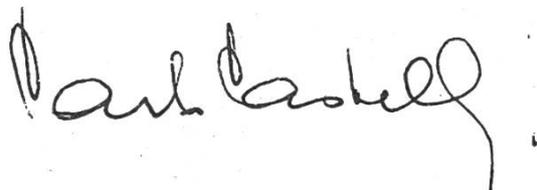
Io sono un uomo mitissimo, voglio bene anche al mio miglior nemico. Soprattutto, non essendo un celebre scrittore come lo fu Diderot, non posso permettermi di dire le sciocchezze che lui ha detto. E tuttavia...

Tuttavia ho pur io le mie nascoste idiosincrasie come ogni uomo fragile e detesto, da qualche giorno, una categoria di persone sul conto delle quali un tempo non avrei avuto da esprimere che lodi e incensi. Si tratta dei costruttori di palazzi. E sì che scendo, per vie bissoniane e melidesi, dai Comacini. Ma non di questa schiatta, intendo, la quale costruiva micamale con solida pietra e badava a creare, a conservare, giardini e parchi intorno ai palazzi. Quella specie, intendo, tutta d'oggi, che butta giù e butta su cemento armato; quella specie di costruttori di case che...

Ve la do in monetina spicciola la mia tristezza di questi tempi e penso che l'accoglierete per quel che vale, senza dar tanto peso come faccio io, ma con non superficiale valutazione. Ecco: ho dovuto cambiare appartamento, il palazzo Liberty nel quale abitavo (abitavamo, ma agli altri credo non gliene importi gran che) sta per essere demolito. Era un bel palazzo solido di pietra viva, peccato. La gente minuta dice che girano troppi soldi, che hanno soldi da buttare.

Ma non è questo che interessa le mie malinconie. Intorno al palazzo si ergevano tre pini, alti, annosi (cinquantenni, suppongo; poi andrò a contare i cerchi del loro tronco rovesciato). L'altra mattina, affacciandomi per l'ultima volta prima che la ditta di traslochi venisse a prendere casse e a maltrattare giù per le scale i miei buoni mobili di sempre, udii un rumore di sega elettrica, uno di quei perfidi rumori che ti penetrano fino alle ossa, e il pavimento trema, e se vuoi dire una parola ti tocca urlare come un licantropo. Stavano attaccando il legno di quei miei — si fa per dire, se fossero stati miei... — tre pini verdi e vivi. Tra le fronde, ove ogni mattino e fino all'imbrunire un esercito di passeri, e di tanto in tanto qualche cinciallegra, qualche nero merlo, persino un delicato e vanitoso usignolo, tenevano le loro trillanti assise; tra le fronde fitte ove di notte lucevano gli occhi della civetta e i miei fantasmi s'affacciavano con cordiali inchini, ironici, ammiccamenti e piccole fiammelle, si era fatto il silenzio.

Neppure le rondini che di solito, alla loro cara stagione volano fra gli ultimi altissimi rami e li sfiorano dipanando e tessendo invisibili gomitoli celesti, neppure loro c'erano più. Le vedevo stridere e impennarsi lontane, sempre più lontane. Gli uccelli hanno un cuoricino radar, sentono subito queste cose e ci piantano in asso, ci lasciano soli alla nostra miserabile condizione umana.



Liebe zum Wald

Die Liebe zum Wald ist für mich etwas so Selbstverständliches, daß ich mein Verhältnis zu ihm nicht einmal überdenken muß. Er war am Anfang meines Lebens, ich bin buchstäblich in ihn hineingeboren worden. Das kleine Bauerndorf, in dem ich zur Welt kam, ist in weitem Rund von Wald umgeben. Vaters Wiesen hatten als Begrenzung alte Tannen- und grüne Buchenwälder. Sie gehörten zum Bild der Welt, von der ich als Kind glaubte, sie höre hinter der hohen, grünen Wand des Waldes auf. Alle Märchen und Geheimnisse barg er für mich, alle Spiele verlegten wir an die hellen Waldränder oder in die Kühle der schattigen Gewölbe. Und später dann gab es für die junge Liebe einen einzigen Ort, an dem sie Hand in Hand gehen konnte, verborgen vor sich selbst und geborgen im großen Schweigen der Natur. Wer damals, in meiner Jugend, sich treffen wollte, tat es «in den Tannen». Sie waren kein Versteck, denn sonntags wanderten dort viele Menschen aus dem Dorf und aus den großen Ortschaften am See. Aber es störte einen niemand. Die kargen Gespräche bekamen Gewicht und Bedeutung in der raunenden Stille. Abends, wenn man zu zweit aus «den Tannen» trat und das Dorf in der letzten Sonne liegen sah, hatte sich vieles geklärt, und die Hände lösten sich, die sich eben zu einem großen Versprechen gefunden hatten.

Vaters Wälder waren unser Stolz. Sie bedeuteten schon früher nicht unbedingt eine gute Kapitalanlage. Aber Vater liebte sie, und wenn wir sahen, wie abgeklärt und froh er war, wenn er vom Waldgang oder von der Jagd kam, wußten wir, daß er neue Kraft geholt hatte in der Tiefe stundenlanger Einsamkeit mit der Natur. Von ihm lernten wir, den Wald nicht seiner Rendite wegen zu lieben, sondern als Spender reinster Freuden. Noch heute suche ich ihn auf, wenn mir die Straße zu laut, das Denken schwer wird. Eingehend in die Stille und Kühle des Hochwaldes, streift die Seele ihre enge Hülle ab und gibt sich hin an das nie zu erfassende Geheimnis des urtümlichen Lebens, wie es uns fast nur noch im Walde und in den Bergen begegnet.

Marie Dutli-Rutishauser

Poète de la forêt — Jean-Jacques Rousseau

Jean-Jacques Rousseau ne compose plus ses ouvrages à la manière d'un écrivain classique, dans la retraite de son cabinet ou parmi les livres de sa bibliothèque. C'est au cours de ses promenades dans la solitude des campagnes et des forêts qu'il ressent, comme Beethoven, les atteintes secrètes de l'inspiration, qu'il éprouve le feu intérieur de l'illumination créatrice. L'errance à travers la nature, dans des lieux sauvages et écartés, éveille son imagination, anime sa pensée, suscite en lui les facultés de la rêverie et de la méditation. Ce n'est pas à sa table de travail, dans l'espace borné d'une chambre, que Jean-Jacques connaît cet état de recueillement et de concentration, nécessaire à la création littéraire, mais dans l'infini de la nature, dans la tranquillité des bois, parmi les chants d'oiseaux et les parfums de la végétation. Avant de transcrire sa pensée sur le papier, il l'élabore patiemment dans de silencieuses méditations que la promenade lui inspire. « Je n'ai jamais pu rien faire la plume à la main vis-à-vis d'une table et de mon papier. C'est à la promenade au milieu des rochers et des bois, c'est la nuit dans mon lit et durant mes insomnies que j'écris dans mon cerveau » (1). La contemplation de la nature communique à son imagination l'essor de la liberté, l'impulsion interne dont elle a besoin pour se dilater. « Mon imagination qui s'anime à la campagne et sous les arbres, languit et meurt dans la chambre et sous les solives d'un plancher » (2). Au début du livre IX des *Confessions*, Rousseau définit en ces termes ses méthodes de travail :

« Je destinai, comme j'avais toujours fait, mes matinées à la copie et mes après-dînées à la promenade, muni de mon petit livret blanc et de mon crayon : car n'ayant jamais pu écrire et penser à mon aise que *sub dio* je n'étais pas tenté de changer de méthode, et je comptais bien que la forêt de Montmorency qui était presque à ma porte, serait désormais mon cabinet de travail. »

Il précise également dans *Mon Portrait* que l'atmosphère d'un cabinet de travail entrave son inspiration et qu'il ne compose à son aise qu'en plein air, dans la retraite de la campagne et des bois :

« Je ne fais jamais rien qu'à la promenade, la campagne est mon cabinet ; l'aspect d'une table, du papier et des livres me donne de l'ennui, l'appareil du travail me décourage, si je m'assieds pour écrire je ne trouve rien et la nécessité d'avoir de l'esprit me l'ôte. Je jette mes pensées éparses et sans suite sur des chiffons de papier, je couds ensemble tout cela tant bien que mal et c'est ainsi que je fais un livre. »

La promenade n'est pas uniquement prétexte à observer les phénomènes de la nature, à enregistrer les images et les signes du monde extérieur, elle est associée au rythme de la marche qui imprime son mouvement à la vie

intérieure. La marche ébranle l'imagination, stimule la pensée, agrandit le champ des idées dont elle aiguise la vivacité. «La marche a quelque chose qui anime et avive mes idées : je ne puis presque penser quand je reste en place ; il faut que mon corps soit en branle pour y mettre mon esprit» (3). L'activité de la pensée dépend chez Rousseau d'une excitation extérieure ; c'est la dynamique du corps qui déclenche les élans de la méditation et les transports de la rêverie. Le repos entrave la naissance des idées, tandis que le mouvement produit leur éclosion et leur déploiement. « Je ne puis méditer qu'en marchant ; sitôt que je m'arrête, je ne pense plus, et ma tête ne va qu'avec mes pieds» (4). L'expansion de la marche, le contact avec les puissances de la nature, la solitude et la concentration sont, pour Rousseau, indispensables à la création littéraire. Aussi n'est-il pas surprenant qu'il ait découvert dans la profondeur des forêts un milieu propice au jaillissement de l'inspiration.

Ce fut sur la route de Paris à Vincennes, en 1749, que Jean-Jacques eut la révélation de son système, la vision d'un *autre univers*, d'un véritable *âge d'or* qui a commandé toute son œuvre. Au moment où il composait le *Discours sur l'origine de l'inégalité*, il pénétrait dans les bois de Saint-Germain afin d'y découvrir les vestiges du monde originel et la simplicité des temps primitifs. « Tout le reste du jour, enfoncé dans la forêt, j'y cherchais, j'y trouvais l'image des premiers temps dont je traçais fièrement l'histoire» (5). Dans la forêt de Montmorency, il s'abandonnait à ses méditations « sous les bocages frais, au chant du rossignol, au gazouillement des ruisseaux » ; il y rencontrait des dryades, des sylphides dont son imagination peuplait les bois solitaires. Au cours de ses promenades, il inventait, parmi la fraîcheur des eaux et des bosquets, la trame de *La Nouvelle Héloïse* ou rêvait au projet de *La Morale sensitive*, il élaborait la pensée du *Contrat social* et de *l'Emile*. Au donjon de Montlouis, il acheva son traité *De l'éducation* dans le ravissement que procurent les correspondances sensibles de la couleur, des sons et des odeurs.

« C'est dans cette profonde et délicieuse solitude qu'au milieu des bois et des eaux, aux concerts des oiseaux de toute espèce, au parfum de la fleur d'orange je composai dans une continuelle extase le cinquième livre de *l'Emile* dont je dus en grande partie le coloris assez frais à la vive impression du local où je l'écrivais» (6).

On peut aussi supposer que Rousseau écrivit dans son cerveau plusieurs pages des premiers livres des *Confessions* en parcourant les chemins déserts, les champs et les bois du Val-de-Travers. Enfin *Les Rêveries du promeneur solitaire* ont été composées dans « le vaste océan de la nature », dans la lumière des prés et l'ombrage des forêts, parmi la clarté des fleurs et la douceur du feuillage. En se promenant, Rousseau notait ses réflexions qui étaient comme illuminées et rafraîchies par la présence des choses de la nature. « Brillantes fleurs, émail des prés, ombrages frais, ruisseaux, bosquets,

verdure, venez purifier mon imagination salie par tous ces hideux objets» (7). S'éloigner des bruits de la ville pour découvrir l'innocente simplicité des forêts, c'est retrouver la pureté du monde originel, les joies perdues de l'âge d'or et du paradis qui hantent la mémoire des hommes. «Le moment où j'échappe au cortège des méchants est délicieux et sitôt que je me vois sous les arbres au milieu de la verdure je crois me voir dans le paradis terrestre et je goûte un plaisir interne aussi vif que si j'étais le plus heureux des mortels» (8). La forêt est pour Jean-Jacques le miroir du paradis, l'image du monde disparu de la perfection dont nous gardons au cœur la nostalgie opiniâtre.

En se fondant sur les pages du livre XII des *Confessions*, consacrées au séjour à l'île de Saint-Pierre, et sur la *Cinquième Promenade*, on a coutume d'associer la rêverie de Rousseau à la contemplation des eaux. Pourtant les méditations de Jean-Jacques sont plus souvent liées à la vision de la forêt et de la végétation qu'au spectacle de l'eau. La retraite, la tranquillité des bois, l'aridité des rochers, la verdure des champs et l'ombrage des bosquets auxquels se mêlent le parfum des fleurs et le chant des oiseaux lui parlent un langage qui touche irrésistiblement son imagination. La nature que Rousseau aime n'est pas celle que l'homme a organisée en la soumettant aux règles de l'équerre et du cordeau, mais la nature inculte, sauvage et primitive. A la symétrie classique et à l'alignement rigoureux il préfère les sinuosités imprévues, les soudaines irrégularités du paysage; il goûte l'exubérance de la nature végétale, la libre profusion des arbres, les terrains accidentés, les escarpements coupés d'anfractuosités ou plongeant sur des abîmes, c'est-à-dire des paysages déserts tels qu'il en découvre dans les environs de Chambéry.

«Au reste on sait déjà ce que j'entends par un beau pays. Jamais pays de plaine, quelque beau qu'il fût, ne parut tel à mes yeux. Il me faut des torrents, des rochers, des sapins, des bois noirs, des montagnes, des chemins raboteux à monter et à descendre, des précipices à mes côtés qui me fassent bien peur» (9).

De même le Valais révèle à Saint-Preux sa beauté sévère, faite de contrastes violents, du «mélange étonnant de la nature sauvage et de la nature cultivée», définie par sa diversité, son imprévu et son mystère qui inspirent le double attrait de l'extase et de l'effroi. La soudaineté du spectacle, composé de sombres forêts et de prairies lumineuses, de rochers et de gouffres, de torrents et de ruisseaux, distrait le rêveur par un «je ne sais quoi de magique, de surnaturel qui ravit l'esprit et les sens».

«Je voulais rêver, et j'en étais toujours détourné par quelque spectacle inattendu. Tantôt d'immenses roches pendaient en ruines au-dessus de ma tête. Tantôt de hautes et bruyantes cascades m'inondaient de leur épais brouillard. Tantôt un torrent éternel ouvrait à mes côtés un abîme dont les yeux n'osaient sonder la profondeur. Quelquefois je me perdais dans

l'obscurité d'un bois touffu. Quelquefois en sortant d'un gouffre une agréable prairie réjouissait tout à coup mes regards» (10).

Au-dessus de la Meillerie, Saint-Preux éprouve l'étrange fascination de la nature inculte, parmi les bois et les rochers, « dans un réduit sauvage et désert, mais plein de ces sortes de beautés qui ne plaisent qu'aux âmes sensibles et paraissent horribles aux autres ».

Les Confessions, *Les Rêveries*, la correspondance attestent que Rousseau eut pour la nature sauvage une affection constante qui correspondait à un trait fondamental de sa nature. Cette passion de la promenade en forêt, de la retraite et du recueillement, il n'a pas manqué de l'assouvir en Savoie ou dans les environs de Neuchâtel pendant l'hiver de 1730 à 1731 : « Les dimanches et les jours où j'étais libre, j'allais courir les campagnes et les bois des environs, toujours errant, rêvant, soupirant, et quand j'étais une fois sorti de la ville, je n'y rentrais plus que le soir » (11). Dans le Bois de Boulogne et la forêt de Montmorency, il s'abandonnait aux délices de la contemplation et méditait le dessein de ses ouvrages. Il confiait à Sophie d'Houdetot dans une lettre de 1758 : « Je profite de chaque beau jour pour me rendre dans la forêt de Montmorency où la verdure déjà point, et où les oiseaux commencent à se faire entendre » (12). Jean-Jacques put aussi satisfaire à loisir son goût de l'errance rêveuse et solitaire dans le Val-de-Travers, puis à l'île de Saint-Pierre : « Errer nonchalamment dans les bois et dans la campagne, prendre machinalement çà et là, tantôt une fleur, tantôt un rameau (...), était de quoi passer l'éternité sans pouvoir m'ennuyer un moment » (13). Aussi les plaisirs qu'il se plaît à évoquer dans ses rêves ou pendant ses heures d'insomnie ne sont-ils pas ceux de sa jeunesse, rares et lointains, mais ceux que lui procurent la solitude des forêts et le sentiment de la présence de Dieu dans la nature.

« Ce sont ceux de ma retraite, ce sont mes promenades solitaires, ce sont ces jours rapides mais délicieux que j'ai passés tout entiers avec moi seul, avec ma bonne et simple gouvernante, avec mon chien bien-aimé, ma vieille chatte, avec les oiseaux de la campagne et les biches de la forêt, avec la nature entière et son inconcevable auteur », avoue Jean-Jacques dans la troisième des lettres à Malesherbes.

La promenade méditative devient pour lui un mode d'existence, une coutume aussi nécessaire à sa santé qu'à la composition de ses ouvrages. Il écrit de Môtiers à la comtesse de Boufflers : « L'habitude m'a tellement attaché au séjour champêtre que je me meurs de tristesse aussitôt que je cesse de voir des prés, des buissons, des arbres » (14). Cette habitude, acquise à Montmorency et pendant le séjour dans le Val-de-Travers, ne fait que s'accroître avec les années parce qu'elle répond chez Jean-Jacques au goût de l'oisiveté, de la nonchalance rêveuse et qu'elle le libère de la fatigue de penser qu'il redoute toujours davantage. Ce fragment d'une lettre, adressée d'Angleterre au marquis de Mirabeau, établit les fondements de cette sagesse

contemplative que Rousseau envisagera dans *Les Rêveries* comme l'aboutissement de son expérience personnelle.

« Cette vie oisive et contemplative que vous n'approuvez pas, et que je n'excuse pas, me devient chaque jour plus délicieuse; errer seul, sans fin et sans cesse, parmi les arbres et les rochers qui entourent ma demeure, rêver, ou plutôt extravaguer à mon aise, et, comme vous dites, bayer aux corneilles; quand ma cervelle s'échauffe trop, la calmer en analysant quelque mousse ou quelque fougère; enfin me livrer sans gêne à mes fantaisies, qui, grâces au ciel, sont toutes en mon pouvoir: voilà, Monsieur, pour moi la suprême jouissance, à laquelle je n'imagine rien de supérieur dans ce monde pour un homme à mon âge et dans mon état» (15).

Les promenades et les herborisations à Wootton, dans le Dauphiné, puis dans les environs de Paris et à Ermenonville demeurent pour Rousseau des plaisirs intérieurs qui apaisent et compensent les tourments de son imagination. Dans la *Septième Promenade*, il célèbre les beautés du règne végétal, « les arbres, les arbrisseaux, les plantes » qui « sont la parure et le vêtement de la terre », le principe inaltérable de l'harmonie de la création, telle que Dieu l'a conçue au moment de la genèse. Les témoins de la vieillesse de Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre et le marquis de Girardin, confirment qu'il est resté attaché jusqu'à la fin de sa vie aux solitudes sauvages et romantiques de la forêt qui lui évoquaient tantôt l'image de la nature primitive, tantôt le souvenir du paysage suisse. Girardin note dans sa relation du séjour de Jean-Jacques à Ermenonville :

« Le plus souvent, et surtout dans les ardeurs du jour, il s'enfonçait dans les profondeurs de la forêt; d'autres fois il se promenait en rêvant sur le bord des eaux ou bien gravissait sur les montagnes couvertes de bois qui dominant le village. Le pays le plus sauvage avait pour lui des charmes d'autant plus intéressants qu'il y retrouvait mieux la touche plus originale et franche de la nature. Les rochers, les sapins, les genévriers tortueux y rappelaient de plus près à sa féconde imagination les situations *romantiques* du pays bien-aimé de son enfance. »

Rousseau n'aime pas seulement la forêt comme source d'inspiration, comme refuge de la sérénité; il lui attribue une fonction que l'on peut qualifier de religieuse. La forêt est un lieu sacré, un espace magique, une sorte de sanctuaire où l'homme cherche à retrouver, à travers les mystères du monde végétal, les vestiges des forces originelles, la révélation des vertus telluriques et des pouvoirs cosmiques. Elle est, dans la religion celtique en particulier, le temple où l'on rend hommage à la divinité; elle constitue le centre mystérieux de la vie religieuse et contient les signes du sacré que l'initié s'applique à déchiffrer. « Les forêts ont été les premiers temples de la Divinité et les hommes ont pris dans les forêts la première idée de l'architecture », écrit Chateaubriand dans le *Génie du christianisme*. Si la forêt représente le lieu primitif du culte, elle symbolise aussi la fécondité, la vie

nourricière qui se métamorphose et se renouvelle intarissablement. Elle incarne la profusion, l'accroissement de la réalité cosmique, la résurrection cyclique de la nature affirmant sa permanence au-delà des changements de la durée. « A travers la végétation, c'est la Vie tout entière, c'est la Nature qui se régénère par de multiples rythmes, qui est honorée, sollicitée. Les forces végétatives sont une épiphanie de la vie cosmique » (16). La forêt devient, en dépit de ses transformations, une image de l'innocence et de la simplicité des temps primitifs. C'est bien le sens premier que Rousseau lui attribue. Il souhaite retrouver en elle *l'image des premiers temps*, de ces *temps de barbarie* qui correspondaient au *siècle d'or*, à l'époque heureuse de la vie solitaire et pastorale dont il éprouve la nostalgie. Il y découvre les traces de la beauté sauvage et originelle de l'univers, les souvenirs d'un monde où « tout croissait confusément » avec une exubérante liberté. Il observe dans l'épaisseur mystérieuse des forêts les signes de l'innocence perdue, de cette *véritable jeunesse du monde* qui hante son imagination. Dans le *Discours sur l'origine de l'inégalité*, Rousseau montre que le primitif, chasseur ou berger, errait dans les forêts et les champs. Le genre humain était alors « épars dans les bois parmi les animaux », il tirait sa subsistance des arbres et des plantes ; il se suffisait à lui-même en découvrant dans les profondeurs des forêts l'abri et les ressources nécessaires à son existence.

« La terre abandonnée à sa fertilité naturelle, et couverte de forêts immenses que la cognée ne mutila jamais, offre à chaque pas des magasins et des retraites aux animaux de toute espèce. Les hommes dispersés parmi eux, observent, imitent leur industrie, et s'élèvent ainsi jusqu'à l'instinct des bêtes » (17).

La forêt est le lieu de l'« antique et première innocence », de la libre indolence et de la douce égalité que l'homme perdit en se soumettant à l'organisation sociale et à la discipline du travail. Il s'écarta de sa condition naturelle au moment où il quitta la solitude des bois pour se consacrer aux travaux de l'agriculture qui l'asservirent à la terre et au droit de propriété.

« L'égalité disparut, la propriété s'introduisit, le travail devint nécessaire, et les vastes forêts se changèrent en des campagnes riantes qu'il fallut arroser de la sueur des hommes, et dans lesquelles on vit bientôt l'esclavage et la misère germer et croître avec les moissons » (18).

Mais en se promenant et en herborisant dans les bois, Jean-Jacques retrouve la pureté de la nature végétale telle que Dieu l'a voulue aux origines de la création. Il s'écrie dans une lettre à la duchesse de Portland :

« Je veux oublier les hommes et leurs injustices. Je veux m'attendrir chaque jour sur les merveilles de celui qui les fit pour être bons, et dont ils ont si indignement dégradé l'ouvrage. Les végétaux dans nos bois et dans nos montagnes sont encore tels qu'ils sortirent originellement de ses mains, et c'est là que j'aime à étudier la nature » (19).

Depuis que les progrès de la raison et de la civilisation ont dénaturé le

visage de la création, la nature originelle s'est cachée, réfugiée dans les lieux déserts où les hommes ne songent guère à pénétrer, dans l'aridité des montagnes, la profondeur des forêts et la solitude des îles. « La nature semble vouloir dérober aux yeux des hommes ses vrais attraits, auxquels ils sont trop peu sensibles, et qu'ils défigurent quand ils sont à leur portée : elle fuit les lieux fréquentés ; c'est au sommet des montagnes, au fond des forêts, dans des îles désertes qu'elle étale ses charmes les plus touchants » (20).

La forêt, retraite du sacré, est aussi l'espace privilégié où s'épanouit le sentiment de la solitude et de la liberté. La promenade dans les bois présente d'évidentes analogies avec la vie insulaire ; elle permet de s'affranchir des entraves de la société, de s'isoler pour mieux se circonscrire et s'absorber dans la rêverie. Le silence et la tranquillité de la forêt favorisent la concentration intérieure, mais aussi l'étude attentive de la nature. Les jeux de l'ombre et de la lumière, la mélodie des ruisseaux, la variété magique des formes et des couleurs, le ramage des oiseaux, le parfum des végétaux composent une symphonie, un réseau de correspondances qui touchent le cœur et l'imagination. Si la solitude est douloureuse dans les villes, elle est exaltante à la campagne.

« Les objets y sont riants et agréables, ils excitent au recueillement et à la rêverie ; on s'y sent au large, hors des tristes murs de la ville et des entraves du préjugé ; les bois, les ruisseaux, la verdure écartent de notre cœur les regards des hommes ; les oiseaux, voltigeant çà et là selon leur caprice, nous offrent dans la solitude l'exemple de la liberté ; on entend leur ramage ; on sent l'odeur des prés et des bois ; les yeux, uniquement frappés des douces images de la nature, la rapprochent mieux de notre cœur » (21).

Lorsqu'il pénètre dans la forêt, Rousseau se soustrait aux contraintes sociales et recouvre les vertus primitives de l'homme : le calme, l'isolement, la liberté tant intérieure que physique, le pouvoir de rassembler son être et de se suffire. Comme Robinson Crusoé ou quelque explorateur, il s'imagine qu'il est le premier à s'aventurer dans les espaces secrets d'une terre nouvelle. Saint-Preux éprouve cette impression en entrant dans le jardin de Julie, Jean-Jacques l'éprouve dans la forêt de Montmorency ou en herborisant sur les pentes du Chasseron. Ce sentiment de découvrir un pays ignoré des autres hommes suscite en lui une extase qui lui dicte des pages d'une intense poésie, comme ce fragment d'une lettre à Malesherbes :

« J'allais alors d'un pas plus tranquille chercher quelque lieu sauvage dans la forêt, quelque lieu désert où rien ne montrant la main des hommes n'annonçât la servitude et la domination, quelque asile où je pusse croire avoir pénétré le premier et où nul tiers importun ne vînt s'interposer entre la nature et moi. C'était là qu'elle semblait déployer à mes yeux une magnificence toujours nouvelle. L'or des genêts, et la pourpre des bruyères frappaient mes yeux d'un luxe qui touchait mon cœur, la majesté des arbres qui me couvraient de leur ombre, la délicatesse des arbustes qui m'environnaient,

l'étonnante variété des herbes et des fleurs que je foulais sous mes pieds tenaient mon esprit dans une alternative continuelle d'observation et d'admiration. »

Vieilli et persécuté, Rousseau préfère « la plus sauvage solitude » à « la société des méchants ». La forêt demeure pour lui le dernier refuge où il échappe à l'injustice des hommes et à l'iniquité du complot tramé contre lui. Paris lui est une prison, tandis que l'habitation des bois lui restitue l'indépendance et la sérénité auxquelles son âme aspire. Il se plaît à imaginer que l'épaisseur de la forêt et la densité du feuillage le protègent de la méchanceté des hommes et composent une sorte de défense naturelle qui l'abrite des regards et des intrigues de ses ennemis.

« Je gravis les rochers, les montagnes, je m'enfonce dans les vallons, dans les bois pour me dérober autant qu'il est possible au souvenir des hommes et aux atteintes des méchants. Il me semble que sous les ombrages d'une forêt je suis oublié, libre et paisible comme si je n'avais plus d'ennemis ou que le feuillage des bois dût me garantir de leurs atteintes, comme il les éloigne de mon souvenir » (22).

La solitude des forêts l'arrache aux tourments de l'existence et aux machinations de ses adversaires ; elle lui fait perdre par instants la conscience des objets qui l'entourent. Contemplateur sensible, Jean-Jacques s'abandonne à la pente de sa rêverie, intériorise le spectacle de la nature, de sorte qu'« il ne voit et ne sent rien que dans le tout ». Les formes et les couleurs se voilent à son regard, il s'absorbe dans la contemplation de l'harmonie de la création et participe à la totalité de l'univers. « Je sens des extases, des ravissements inexprimables à me fondre pour ainsi dire dans le système des êtres, à m'identifier avec la nature entière » (23). Il devient une parcelle de l'infini du monde et se confond avec l'âme de l'univers par un mouvement d'expansion qui s'élève jusqu'à la présence invisible de Dieu.

Les prestiges qu'il aime à découvrir dans la forêt, ceux de la retraite et de l'indépendance, du repos et de la rêverie, Rousseau les a retrouvés pendant son séjour à Môtiers de juillet 1762 à septembre 1765. S'il n'en parle guère au livre XII des *Confessions*, du moins les évoque-t-il dans les deux lettres adressées en janvier 1763 au maréchal de Luxembourg, ainsi que dans la *Septième Promenade*. Il est d'emblée séduit par l'austère beauté du paysage, la sévérité des lignes et des couleurs, « la situation solitaire et sauvage » du pays qui inspire des sentiments de grandeur et de puissance auxquels se mêle une impression de tristesse ou d'effroi. L'aridité des montagnes et des rochers déserts, les torrents, les grottes et les précipices, le contraste de la végétation claire et des sombres sapins persuadent Rousseau qu'il est en présence d'une nature brute qui suggère l'image d'un monde primitif, plein d'oppositions imprévues. Voici en quels termes Jean-Jacques peint le paysage du Chasseron dans la *Septième Promenade*.

« J'étais seul, je m'enfonçai dans les anfractuosités de la montagne et de bois en bois, de roche en roche je parvins à un réduit si caché que je n'ai vu de ma vie un aspect plus sauvage. De noirs sapins entremêlés de hêtres prodigieux dont plusieurs tombés de vieillesse et entrelacés les uns dans les autres fermaient ce réduit de barrières impénétrables, quelques intervalles que laissait cette sombre enceinte n'offrent au-delà que des roches coupées à pic et d'horribles précipices que je n'osais regarder qu'en me couchant sur le ventre. Le duc, la chevêche et l'orfraie faisaient entendre leurs cris dans les fentes de la montagne, quelques petits oiseaux rares mais familiers tempéraient cependant l'horreur de cette solitude. »

L'aspect sauvage du Val-de-Travers où la végétation s'associe à la sécheresse des rochers et à la limpidité des sources n'inspire pas nécessairement l'idée de la confusion originelle, mais révèle plutôt « l'ordre de la nature, qui sait mettre de la proportion et de l'harmonie dans ses ouvrages les moins réguliers ». Cet ordre repose sur le principe de l'antithèse, sur l'opposition de l'ombre et de la lumière, de la nudité des rochers et de la profusion de la végétation. L'uniformité de la vallée, contraste avec l'« escarpement des montagnes », la « fraîcheur continuelle » des eaux avec l'ardeur des rochers brûlés par le soleil. D'une part, « tout y est du niveau le plus parfait, les chemins y sont unis comme des allées de jardin, les bords de la rivière offrent par places de larges pelouses d'un plus beau vert que les gazons du Palais-Royal ». D'autre part, on découvre parmi les gorges, le grondement des cascades, « des asiles verdoyants et frais », destinés à abriter la rêverie, « des bosquets pour les dryades », ces dryades que Jean-Jacques imaginait dans la forêt de Montmorency lorsqu'il méditait *La Nouvelle Héloïse*. Ces contrastes perpétuels font l'imprévu du pays où le promeneur discerne des « curiosités naturelles » qui satisfont le goût de la surprise et de la nouveauté. La vue du Val-de-Travers « ne flatte pas, elle frappe ; elle est plus sauvage que riante ; l'art n'y étale pas ses beautés, mais la majesté de la nature en impose ». Ce ne sont point les beautés ordonnées, symétriques d'un jardin à la française, mais celles d'une nature rude et farouche qui affectent l'imagination par leur discontinuité apparente et leur poignante soudaineté.

Le Val-de-Travers offre aux yeux de Rousseau un autre contraste plus surprenant peut-être : celui de la nature sauvage et de la nature cultivée. Le pays s'est civilisé et les habitants, tout en restant fidèles à « leur antique simplicité » ont renoncé à l'austérité de la solitude pour établir des communications entre eux et avec l'étranger. L'agriculture et l'industrie ont transformé le paysage, les champs et les forêts, en les marquant des signes de la civilisation technique. Dans la lettre du 20 janvier 1763 au maréchal de Luxembourg, Rousseau écrit :

« On ne croit plus parcourir des déserts quand on trouve des clochers parmi les sapins, des troupeaux sur des rochers, des manufactures dans des

précipices, des ateliers sur des torrents. Ce mélange bizarre a je ne sais quoi d'animé, de vivant, qui respire la liberté, le bien-être, et qui fera toujours du pays où il se trouve un spectacle unique en son genre, mais fait seulement pour des yeux qui sachent voir. »

Cette évolution n'a pas trop altéré l'aspect originel du paysage qui suggère encore l'image de la liberté par la présence constante de la verdure, des bois et des jardins. La nature et l'industrie se mêlent avec une certaine harmonie qui définit le caractère spécifique du paysage suisse.

« Il n'y a que la Suisse au monde qui présente ce mélange de la nature sauvage et de l'industrie humaine. La Suisse entière n'est pour ainsi dire qu'une grande ville dont les rues larges et longues plus que celle de Saint-Antoine, sont semées de forêts, coupées de montagnes, et dont les maisons éparses et isolées ne communiquent entre elles que par des jardins anglais » (24).

Ce fut au cours d'une excursion botanique à la Robellaz, sur le versant nord du Chasseron, que Rousseau découvrit l'exemple le plus inattendu de cette union de la nature et de l'industrie. Alors qu'il croyait explorer les solitudes insulaires d'une forêt, il se trouva brusquement en présence d'une manufacture dissimulée dans un vallon.

« Je me comparais à ces grands voyageurs qui découvrent une île déserte, et je me disais avec complaisance : sans doute je suis le premier mortel qui ait pénétré jusqu'ici ; je me regardais presque comme un autre Colomb. Tandis que je me pavais dans cette idée j'entendis peu loin de moi un certain cliquetis que je crus reconnaître ; j'écoute : le même bruit se répète et se multiplie. Surpris et curieux je me lève, je perce à travers un fourré de broussaille du côté d'où venait le bruit, et dans une combe à vingt pas du lieu même où je croyais être parvenu le premier j'aperçois une manufacture de bas » (25).

S'agit-il d'un fait réellement observé ou de quelque donnée que la mémoire et l'imagination de Jean-Jacques ont étrangement transposée ? Il est malaisé d'en décider, mais l'essentiel demeure que ce trait bizarre correspond à l'image que Rousseau s'est forgée du paysage suisse. Jusqu'à la fin de sa vie il est resté attaché au charme sauvage de ce paysage natal qui lui évoquait la poésie de son enfance et le souvenir de ses premières affections. Trois ans avant sa mort, il exprimait au prince Beloselski le regret d'en être à jamais séparé :

« O lac sur les bords duquel j'ai passé les douces heures de mon enfance, charmants paysages où j'ai vu pour la première fois le majestueux et touchant lever du soleil, où j'ai senti les premières émotions du cœur, les premiers élans d'un génie devenu depuis trop impérieux et trop célèbre, hélas ! je ne vous verrai plus. Ces clochers qui s'élèvent au milieu des chênes et des sapins, ces troupeaux bêlants, ces ateliers, ces fabriques, bizarrement épars sur des torrents, dans des précipices, au haut des rochers ; ces arbres vénérables, ces

sources, ces prairies, ces montagnes qui m'ont vu naître, elles ne me reverront plus» (26).

Malgré l'établissement de l'industrie, le Val-de-Travers a conservé son visage primitif et son pittoresque sauvage à tel point que l'on peut imaginer sans peine l'évolution de sa structure géologique. Rousseau est persuadé « que ce qu'on appelle aujourd'hui le Val-de-Travers fut autrefois un lac formé par l'Areuse, la cascade et d'autres ruisseaux, et contenu par les montagnes qui l'entourent ». Le nivellement du sol, produit par les dépôts de la rivière, la configuration des grottes le confirment dans son hypothèse. Dans le Val-de-Travers, les eaux surgissent tantôt « comme la fontaine de Vaucluse, en bouillonnant à travers les rochers », tantôt elles coulent parmi les bois et les coteaux, tantôt elles se précipitent en cascades ou descendent « par des profondeurs effrayantes ». Cette alliance de l'eau, de la pierre et de la végétation est dans la nature ce qui frappe le plus l'imagination de Jean-Jacques; elle lui communique des sensations qui, associées au rythme de la marche, déclenchent les mouvements de la rêverie. La promenade à travers les forêts, l'herborisation, le vagabondage de la rêverie sont les félicités que Rousseau a éprouvées pendant son séjour au Val-de-Travers. Car, à Môtiers déjà, il préfère la contemplation oisive et le songe éveillé à la tension importune de la pensée.

Ces plaisirs, Jean-Jacques les a ressentis, avec une intensité accrue, à l'île de Saint-Pierre, « singulièrement située pour le bonheur d'un homme qui aime à se circonscire ». Les rives « sauvages et romantiques » du lac de Biemme, l'agitation ou le calme des flots, la verdure des champs et des bois, la sévérité du paysage et l'exubérance de la végétation, tout concourt dans cette nature, isolée par la barrière des eaux, à favoriser les élans de la rêverie. Le pays convient à l'âme de qui souhaite percevoir la beauté du monde et approfondir le songe intérieur. « Il est intéressant pour des contemplatifs solitaires qui aiment à s'enivrer à loisir des charmes de la nature, et à se recueillir dans un silence que ne trouble aucun bruit que le cri des aigles, le ramage entrecoupé de quelques oiseaux, et le roulement des torrents qui tombent de la montagne » (27). Cet état d'oisiveté que procure la vie contemplative est affranchi des risques de la pensée et des tourments de l'imagination; il permet une intimité telle avec les éléments de la nature que Rousseau croit s'identifier à eux. L'errance à travers la solitude des fourrés et des bosquets, l'étude des fleurs ou des mousses communiquent à l'âme de singuliers ravissements qui s'accomplissent dans le sentiment de l'harmonie universelle.

« Quand le lac agité ne me permettait pas la navigation, je passais mon après-midi à parcourir l'île en herborisant à droite et à gauche, m'asseyant tantôt dans les réduits les plus riants et les plus solitaires pour y rêver à mon aise, tantôt sur les terrasses et les tertres pour parcourir des yeux le superbe et ravissant coup d'œil du lac et de ses rivages couronnés d'un côté par des

montagnes prochaines, et de l'autre élargis en riches et fertiles plaines dans lesquelles la vue s'étendait jusqu'aux montagnes bleuâtres plus éloignées qui la bornaient» (28).

La fusion de l'eau et du feuillage, sensible dans le paysage de l'île de Saint-Pierre, propose un spectacle de paisible harmonie qui favorise les méandres de la rêverie. Rousseau se détache du signe extérieur de l'objet, il perd la notion du temps comme immobilisé dans un éternel présent, éprouve le pur *sentiment de l'existence* et jouit de la plénitude de son être. D'une part la présence des objets est indispensable à la naissance de la rêverie, d'autre part Jean-Jacques retrouve ces mêmes objets au terme de ses extases de telle sorte qu'il se crée en lui un état où le réel et l'imaginaire se confondent étrangement. L'eau, la verdure, les champs, les bois ne reprennent pas aussitôt le poids de la réalité, ils demeurent pour un temps auréolés du prestige des fictions et des chimères dont l'imagination les a parés. La conscience assoupie ne parvient pas spontanément à distinguer le réel de l'imaginaire, elle les identifie dans un accord mystérieux qui prolonge la durée interne de la rêverie.

« En sortant d'une longue et douce rêverie, en me voyant entouré de verdure, de fleurs, d'oiseaux et laissant errer mes yeux au loin sur les romanesques rivages qui bordaient une vaste étendue d'eau claire et cristalline, j'assimilais à mes fictions tous ces aimables objets et me trouvant enfin ramené par degrés à moi-même et à ce qui m'entourait, je ne pouvais marquer le point de séparation des fictions aux réalités» (29).

La combinaison par laquelle le réel et l'imaginaire deviennent indiscernables n'est pas un état permanent, mais exceptionnel, transitoire, acquis au moment du déclin de la rêverie. Elle crée une sorte d'équilibre fragile entre deux univers que Rousseau a coutume d'opposer. Ce phénomène est possible parce que Jean-Jacques ne peint guère la nature comme un spectacle objectif, mais assimile et intériorise la plupart du temps les éléments du paysage. A ses yeux, le monde extérieur n'a pas d'existence autonome, il devient la représentation que le poète s'en fait. S'il avait connu la formule de Schopenhauer : *le monde est ma représentation*, c'est-à-dire qu'il existe en fonction de celui qui le perçoit, Rousseau aurait certainement souscrit à cette conception de l'univers. Il n'est pas, comme Bernardin de Saint-Pierre et Chateaubriand, un tempérament plastique, enclin à peindre des tableaux de la nature ; il ne s'attache pas au spectacle extérieur, aux détails des formes, des lignes et des couleurs, mais à la vision intérieure des choses et aux modifications que celles-ci produisent dans le centre lumineux de l'âme. La nature est vivante par le sentiment qu'elle inspire et non par l'observation des éléments qui la constituent. Rousseau déclare dans *Emile* : « C'est dans le cœur de l'homme qu'est la vie du spectacle de la nature ; pour le voir, il faut le sentir » (30). Il se représente la nature selon une vision personnelle, subjective et ramène à lui les composantes du paysage. Les objets, que ce soient

les arbres, les bosquets, les rochers ou les fleurs, sont en eux-mêmes privés de vie, ils ne s'animent véritablement qu'au moment où ils se transforment en réalités intérieures, en images de l'existence psychique.

« Solitude chérie où je passe encore avec plaisir les restes d'une vie livrée aux souffrances, forêt sans bois, marais sans eaux, genêts, roseaux, tristes bruyères, objets inanimés qui ne pouvez ni me parler ni m'entendre, quel charme secret me ramène sans cesse au milieu de vous. Êtres insensibles et morts, ce charme n'est point en vous, il n'y saurait être, il est dans mon propre cœur qui veut tout rapporter à lui » (31).

De même qu'il import d'aimer l'âge d'or pour le ressusciter spirituellement, il s'agit d'aimer la nature d'une passion intérieure avant de l'étudier ou de l'observer. Cet amour de la nature fait que Jean-Jacques est d'abord frappé par le *signe extérieur* et que son imagination s'en empare afin de l'enrichir d'une valeur affective, d'un sens métaphorique. Les objets se dépouillent peu à peu de leur contenu matériel, acquièrent une valeur fictive, une dimension secrète qui les métamorphose et les transfigure. « Ce sont les chimères qui ornent les objets réels; et si l'imagination n'ajoute un charme à ce qui nous frappe, le stérile plaisir qu'on y prend se borne à l'organe, et laisse toujours le cœur froid » (32). L'objet ne tient pas son charme de lui-même, mais des ornements dont l'imagination l'enveloppe et l'agrément. Ainsi paré, il remplit la fonction de *signe mémoratif*, c'est-à-dire qu'il devient un symbole nourri par la mémoire affective et capable d'exprimer la vérité intérieure.

Cette vision subjective de la nature n'est pas volontaire chez Rousseau; elle lui est dictée par son tempérament, par les tendances innées de son affectivité. Le paysage touche Jean-Jacques, s'il éveille en lui des sentiments; il s'anime grâce aux émotions qu'il suscite dans l'âme de l'écrivain. « Je ne sais voir qu'autant que je suis ému; les objets indifférents sont nuls à mes yeux; je n'ai de l'attention qu'à proportion de l'intérêt qui l'excite », écrit Rousseau au maréchal de Luxembourg. L'émotion n'est pas liée à l'étude précise du paysage, mais à l'impression générale qui s'en dégage et aux dispositions intérieures du contemplateur au moment où il s'absorbe dans la considération du monde extérieur. La vision que l'homme a de la nature se modifie au gré de la diversité des caractères et selon les variations de l'être.

« Des arbres, des rochers, des maisons, des hommes même, sont autant d'objets isolés dont chacun en particulier donne peu d'émotion à celui qui le regarde; mais l'impression commune de tout cela, qui le réunit en un seul tableau, dépend de l'état où nous sommes en le contemplant. Ce tableau, quoique toujours le même, se peint d'autant de manières qu'il y a de dispositions différentes dans les cœurs des spectateurs; et ces différences, qui font celles de nos jugements, n'ont pas lieu seulement d'un spectateur à l'autre, mais dans le même en différents temps. »

C'est la vision humaine qui se transforme, ce sont nos sensations et nos

sentiments qui se modifient avec le temps, alors que les objets, moins soumis à l'évolution, offrent l'image d'une certaine permanence. « Nous attribuons aux choses tout le changement qui s'est fait en nous. » Nos impressions dépendent davantage des circonstances de notre vie et de notre état affectif que des éléments du paysage. A propos de son séjour dans le Val-de-Travers, Jean-Jacques précise : « Les diverses impressions que ce pays a faites sur moi à différents âges me font conclure que nos relations se rapportent toujours plus à nous qu'aux choses. » Et il ajoute cette phrase plus révélatrice encore : « Nous décrivons bien plus ce que nous sentons que ce qui est. » Cette attitude en face de la nature est celle d'un poète. Rousseau ne s'identifie pas absolument avec les objets qu'il contemple, il ne les considère pas comme des réalités extérieures devant lesquelles il s'efface ; il ramène à lui les choses de la nature, les assimile et se les approprie, les transforme en images destinées à signifier son existence affective. Les objets sont absorbés par l'âme contemplative de sorte qu'ils deviennent les symboles d'une réalité spirituelle. Selon la formule d'Amiel, « un paysage quelconque est un état de l'âme » ; on est en droit d'aller plus loin et d'affirmer que la nature est un miroir qui réfléchit les mouvements de la vie intérieure. La vision personnelle que Rousseau propose de l'univers sera continuée par la plupart des poètes du XIX^e siècle qui associeront la nature aux nuances de leurs sentiments. Le poète moderne n'imité pas la nature, ne la décrit pas ; il la recrée intérieurement, recherche en elle des images équivalentes de ses impressions et de sa pensée. Contemplateur de la forêt, de la verdure et des eaux, Jean-Jacques Rousseau a renouvelé et poétisé la vision de la nature ; en transformant le spectacle du monde extérieur en un spectacle intérieur, il a ouvert les chemins magiques de la poésie moderne, établie sur le principe des correspondances par lesquelles la nature participe aux mystères de l'âme humaine.

Marcel Fijelak

- (1) *Les Confessions*, livre III, éd. de la Pléiade, T. I, p. 114.
- (2) *Les Confessions*, livre IX, T. I, p. 428.
- (3) *Les Confessions*, livre IV, T. I, p. 162.
- (4) *Les Confessions*, livre IX, T. I, p. 410.
- (5) *Les Confessions*, livre VIII, T. I, p. 388.
- (6) *Les Confessions*, livre X, T. I, p. 521.
- (7) *Septième Promenade*, éd. de la Pléiade, T. I, p. 1068.
- (8) *Huitième Promenade*, T. I, p. 1083.
- (9) *Les Confessions*, livre IV, T. I, p. 172.
- (10) *La Nouvelle Héloïse*, éd. de la Pléiade, T. II, p. 77.
- (11) *Les Confessions*, livre IV, T. I, p. 153—154.

- (12) *Correspondance générale*, T. III, p. 309.
(13) *Les Confessions*, livre XII, T. I, p. 641.
(14) *Correspondance générale*, T. VIII, p. 72.
(15) *Correspondance générale*, T. XVI, p. 246–247.
(16) *Mircea Eliade, Traité d'histoire des religions*, p. 279–280.
(17) *Discours sur l'origine de l'inégalité*, éd. de la Pléiade, T. III, p. 135.
(18) *Discours sur l'origine de l'inégalité*, T. III, p. 171.
(19) *Correspondance générale*, T. XVI, p. 293.
(20) *La Nouvelle Héloïse*, T. II, p. 479.
(21) *Correspondance générale*, T. III, p. 371.
(22) *Septième Promenade*, T. I, p. 1070.
(23) *Septième Promenade*, T. I, p. 1065–1066.
(24) *Septième Promenade*, T. I, p. 1071–1072.
(25) *Septième Promenade*, T. I, p. 1071.
(26) *Correspondance générale*, T. XX, p. 313.
(27) *Cinquième Promenade*, T. I, p. 1040.
(28) *Cinquième Promenade*, T. I, p. 1045–1046.
(29) *Cinquième Promenade*, T. I, p. 1048.
(30) *Emile*, livre III, éd. Garnier, p. 187.
(31) Ed. de la Pléiade, T. I, p. 1173.
(32) *Emile*, livre II, p. 175.
-

Winterwald

Keines Menschen, keines Wildes Spur;
Leicht im ersten Schläfe rings die Flur.
Leise leise zieht die weise greise
Muhme Winter ihre Zauberkreise.
Flockenleichte Träume schweben nieder,
Breiten aus ihr daunenweich Gefieder
Über die schlummertrunkne Kreatur.

Nicht ein Hauch durchläuft den Winterwald;
Auch die hohen Tannen schlafen bald;
Wollen ihre schweren Äste senken,
An des Schlafes großen Bruder denken.
Doch die weichen kleinen Tännlein träumen
Schon von Frühlings Morgenpurpursäumen,
Schon vom freudehellen Maienwald.

Walter Schädelin

Der Wald ist ein wunderschönes Bild der Einheit der Generationen. In unserem Schweizer Wald, wenigstens im natürlich gewachsenen und natürlich gepflegten Wald, da treffen wir alle Generationen miteinander: das kleinste Pflänzchen, das groß werden will im Schatten und im Schutz der Großen, die Jugend, die schon im Saft aufschäumt und am Werke ist, der älteren Generation den Weg, den Raum streitig zu machen. Da ist die schlagreife Generation, die ihren Zweck gerade dann erfüllt, wenn sie zur Reife gelangt ist. Bild der Einheit der Generationen. Die Generationen kommen, wachsen und gehen, der Wald aber bleibt. Und die Stürme fahren durch diesen Wald, die Stürme brechen Bäume, Hunderte und vielleicht Tausende von Bäumen, der Wald aber bleibt, und aus dem gleichen Böden wächst neues Leben und wachsen neue Generationen.

Bild des Landes! Auch im Lande kommen die Generationen und gehen wieder, auch über das Land kommen Stürme, und jede Generation hat in der Geschichte des Landes die Sendung, in ihrer Zeit den Stürmen standzuhalten, damit das Land bleibt.



November

Blatt um Blatt löst aus dem Baum
Sachte sich und sinkt zur Erden.
Schlaferstandnes holdes Werden
Mündet in Vergehn und Traum.

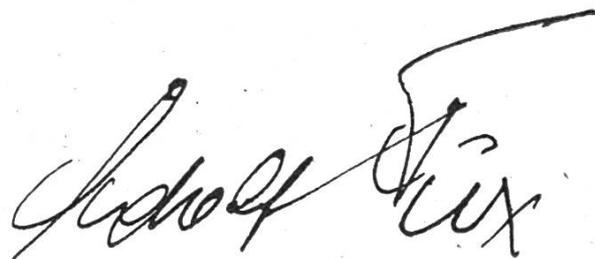
Nebel steht und füllt den Wald.
Nähe naht und Ferne schwindet.
Ob dein Fuß nach Hause findet?
Bald.

Walter Schädelin

Zu Nutz und Schutz gewachsen

Ungastlich wäre die Erde und trostlos das Gebirge ohne Wald. Im Gebirge könnte kein Mensch ohne ihn bestehen. Nicht nur soll er vor Lawinen und Steinschlägen schützen, sondern die Landschaft vor Verwilderung und Verödung bewahren. Dazu muß er aber noch hergeben, wessen der Gebirgler zum Dasein bedarf. Wie im Dorf soll ebenfalls im Wald eine Folge von Geschlechtern nachwachsen. Die Beständigkeit zu wahren, gilt es hier wie dort. Was heute schlagreif ist, keimte bereits vor Jahrzehnten und Jahrhunderten. Wird ein Waldriese mit der Säge umgelegt, kann man die Jahrringe nachzählen und auf sein Alter schließen.

Der Wald liefert nicht nur Nutz- und Brennholz. Gott ist nicht nur der weise Pflanzer und Plenterer, der auch im Wald für ewigen Umtrieb sorgt, indem er die mächtigen Überständler zeichnet, nötigenfalls mit dem Blitz, und dem Jungwuchs durch vermehrte Lichtzufuhr zur Entfaltung und Erstarkung verhilft; er verteilt auch Schatten und Geheimnisse überallhin, damit die Quellen nicht versiegen, jene, daraus Menschen und Tiere trinken können, aber auch die andern, darin Mären und Sagen ihren fruchtbaren Muttergrund haben. Wie ein warmer Mantel soll der Wald sich über die Erdhaut legen, Lichtung und Dorf schützen, Föhn und Bise zähmen und sich mit allen Mitteln dagegen sträuben, daß Menschenunverstand und Habgier ihn grobschlächtig verdrängen und die Welt der Versteppung preisgeben. Vögeln, Fuchs und Hase und anderm gottgewolltem Getier Obdach und Nahrung zu bieten, war ihm von Anbeginn als Pflicht zgedacht. Auch der Geist soll frei in ihm wehen, die Poesie mit dunkler, sanfter Stimme darin sprechen. Braust aber der Föhn darüber hin, sendet der Wald seine beschwingten Samen nach allen Seiten der Windrose aus. Und wenn den Kleinen der Mut im Sturme wächst, sind des Waldes Sprößlinge dreiste Auszügler. Überall lassen sie sich nieder im Schoß der Erde, um in Regen und Sonnenschein zu keimen und zu gedeihen. Aus den winzigen Samen werden wieder Bäume, wächst Nutz- und Brennholz und Weihnachtsstimmung. So atmet und lebt der Wald weiter in seinem einheitlich großen Dasein mit dem geheimnisvollen Raunen und Knistern, damit immer wieder Dach und Fach entstehen und Stuben erwärmt werden können, aber auch der beseligende Christbaumzauber sich immer wiederhole.

A handwritten signature in black ink, reading 'Adolf Fux'. The signature is written in a cursive, flowing style with a prominent flourish at the end.

Ich bin eigentlich ein Stadtkind, ein Mensch der Städte, mit Häusern, Theater und Museen eng verbunden. Vielleicht aber packt unsereinen die erste Begegnung mit der wunderbaren Stille der Wälder um so eindrücklicher; wir versinken in ihr, ein neues Element tritt in unser Leben.

Als ich noch klein war, liebte ich nichts so sehr, als mit den Füßen im braunen Herbstlaub zu wühlen, es aufzuwirbeln und selig mit jeder gefundenen Eichel zu meiner Mutter zu laufen, schließlich systematisch auf die Suche zu gehen, viele zu sammeln und daheim, in der Stadt, Puppengeschirr aus ihnen zu basteln. Aber alles in allem liebte ich die Nadelbäume noch mehr als die Laubbäume, und der Schwarzwald wurde mein eindrücklichstes Kindererlebnis. Ein strahlender Tag war heraufgezogen, doch der Nachmittag schon brachte Wolken, und die Dunkelheit kam unerwartet früh. Als ich im Bett lag, im Einschlafen war, fuhr ich plötzlich auf: ein entsetzliches Krachen hatte mich aus dem ersten Schlummer gerissen. Ich kroch aus dem Bett, schlug die Vorhänge zurück, und genau in diesem Moment fuhr der Blitz in die hohe Tanne, die am Rande des benachbarten Waldes stand und mein Lieblingsbaum war. Am nächsten Morgen war das erste, zu «meinem» Baum zu laufen — gespalten war sein Stamm, braun seine Nadeln, und ich sah mit dem ersten kindhaften Erschrecken, daß Vernichtung auch dem Gewaltigen beschert wurde.

Winterwald: In meiner Jugend war Skifahren eben erst aufgekommen, bis dahin waren die Zimmer der Winteraufenthalt gewesen, nur Schlittschuhfahren und Rodeln waren üblich. Auf die Eisbahn gehen war selbstverständlich ein großes Vergnügen, aber meist hatte man nach wenigen Stunden genug davon, da die Füße — damals noch in ungeeigneten Stiefeln — vor Kälte brannten. Ich war schon sechzehn, als ich die erste Ski-ausrüstung bekam, mit blauen Norwegerhosen und einem Wickelrock, denn es war unmöglich, in Hosen bis zum Bahnhof der Stadt zu gehen. Der Rock wurde, am Ziel angekommen, in den Rucksack verpackt, die sehr langen Skier angeschnallt, noch einmal die Wickelgamaschen daraufhin geprüft, ob sie nicht rutschen konnten, und so stapften wir los, vorsichtig mit den Stöcken tastend. Weiß war die Welt um uns herum, eisglitzernd die Bäume, verzaubert der Wald. Die erste Abfahrt glich einem Stürzen und Aufstehen, jeder Baum wurde zum Hindernis, niemand gab uns Unterricht, wir lernten allein mit Skiern, Stöcken und den gräßlichen Wickelgamaschen umgehen.

Die erste Weihnacht in dem Hotel auf der Bergeskuppe; sie gehörte nicht zu den oberen Tausend, aber für uns war es «der Berg», und wir beschloßen, eine Schlittenfahrt zu unternehmen, um einmal tief hinein in den weißen Wald zu tauchen.

Es war mein größtes, mein wunderbarstes Walderlebnis. Ein Erlebnis, das mich noch heute verstummen macht, für das ich keine Worte finden kann, es stand ganz außerhalb des Vokabulariums eines Stadtkindes. Diese unwahrscheinliche Stille! Trabtrabtrab des Pferdes, Klingklang der Glöcklein, die es rechts und links seines Ohrenschutzes trug, warm in eine Pelzdecke gehüllt wir im Fond. Die Sonne spielte da und dort auf den silbernen Zweigen, Schneehaufen rechts und links, beiseite geworfen von den Kufen der Schlitten; leise begann es wieder zu schneien, der Kutscher wandte sich uns zu: «Soll ich lieber umkehren?» «Nein!» riefen wir wie aus einem Mund, denn wer hätte das Märchen schon beenden mögen? Und schließlich landeten wir, selber Schneemännern gleichend, wieder am Gasthaus, schüttelten uns, wechselten die Kleider, in der Gaststube roch es nach Bratäpfeln – und noch heute, jetzt, in der Herbstsonne, die über den Lago Maggiore leuchtet, fühle ich das Glück, im Schlitten durch einen nördlichen, stummen und dennoch beredten Winterwald zu gleiten.

Hlsa M. Hinzelman

Dürres Blatt

Allen Winden preisgegeben,
bin ich nur ein dürres Blatt,
das in seinem letzten Leben
keinen Baum mehr hat.

Wirbel wehen mich aus Ecken
längs den Straßen in den Kot:
morgen wird mich Schnee bedecken
kühl zu starrem Tod.

War doch einst in einer Krone
junges Grün hoch überm Wald.
Daß ich nun im Staube wohne,
kam, ach kam so bald!

Wie doch alles sich verwandelt
in der unruhvollen Welt –
was noch von Erinnerung handelt,
ist ein Blatt, das fällt.

Hans Schumacher

Selva Grischuna¹

Fl. Camathias: O selva grischuna
Maletg de vigur
Mantegn tia cruna,
Stai semper en flur.

Tanna, die Königin der Berge

In prähistorischer Zeit hatten Völker illyrischer Herkunft — Räter, Veneter — die Täler der Ost- und Zentralalpen besiedelt. Hirten, Jäger und Bauern haben das Naturgeschehen, die Veränderungen des Klimas und der Vegetation während Jahrhunderten beobachtet; sie haben sich ein Weltbild gestaltet. Die Gesteine, die Pflanzenwelt und die Gewässer waren in ihren Augen beseelt, belebt. In den Wäldern, in den Flüssen und im Gebirge wohnten Feen (ladin. bzw. raetorum. «gannes, dialas»), anmutige weibliche Wesen. Der Königin der Waldfeen, *Merisana*, verdankt sogar die *Lärche* ihr Dasein, worüber später noch die Rede sein soll. Auch nach der Unterwerfung der Alpenvölker durch Rom war die rätische Naturreligion und Sagenwelt über das gesamte Bergland von den Dolomiten bis nach Graubünden verbreitet. K. F. Wolf (1) hat in jahrzehntelanger Arbeit die ladinischen Dolomitensagen gesammelt.

Auf der höchsten Zinne der Dolomiten lebte, erzählen die Hirten und Jäger, in ihrem aus Eis und Firnschnee erbauten Palast *Tanna, die Königin der Berge*. Eine leuchtende, azurblaue Krone aus Bergkristall, ihr Hoheitszeichen, verlieh der Herrscherin absolute Gewalt über die Naturkräfte. In abertausend Felshöhlen hausten ihre Gehilfen, die *Croderes*², die Steinmannen. Sie führten die Befehle ihrer Herrin aus; sie dirigierten den majestätischen Lauf der Gletscher, die Ströme der Wildwasser; sie zerbrachen die härtesten Gesteine und rollten die Trümmer hinunter in die Täler. Sie ballten an Steilhängen riesige Schneemassen zusammen und wälzten verheerende *Lawinen* in die Tiefe. Ihre rastlose Tätigkeit hatte furchtbare Katastrophen für Menschen und Tiere zur Folge. Die «Croderes» kümmerten sich wenig darum. Sie hatten wohl menschliche Gestalt, fühlten aber weder Freude noch Schmerz, weder Liebe noch Haß. Mitleid war ihnen fremd; denn ihre Herzen waren von Stein. Die Bauern, die im Winter als

¹ selva grischuna: Bündnerwald.

² croderes: von croda Felswand.

Holzfäller im Walde arbeiteten, beklagten sich über tödliche Unfälle durch Lawinen; die Hirten jammerten, weil Menschen und Tiere durch Stein-
schlag und Rufen ihr Leben einbüßten. *Tanna*, die Königin, hatte ein
menschlich fühlendes Herz, sie empfand Mitleid; sie verbot ihren Gehilfen
das Auslösen von Lawinen, das Hinunterrollen von Felstrümmern und
Steinschlag in die Täler. Ein glückliches Zeitalter nahm seinen Anfang; wo
früher Felsen und Einöden waren, entstanden Wiesen und Weiden für das
Vieh. Keine Gefahren bedrohten die Bauern und deren Dörfer, die Hirten
und deren Tiere. Die Königin machte indessen schlechte Erfahrungen mit
den Menschen, die ihrer Freundschaft und Fürsorge nicht würdig waren.
Tief enttäuscht ob der Undankbarkeit und dem Eigennutz der Dorf- und
Talbewohner widerrief *Tanna* den Lawinenbann. Die «Croderes» nahmen
ihre Arbeit wieder auf. Verheerend wälzten sich wieder Rufen, Steinschlag
und Lawinen hinunter auf die Dörfer und Weiler. Die Menschen hatten ihr
Glück verscherzt; weite, früher fruchtbare Landschaften verfielen der Ver-
wüstung, verwandelten sich in Einöden.

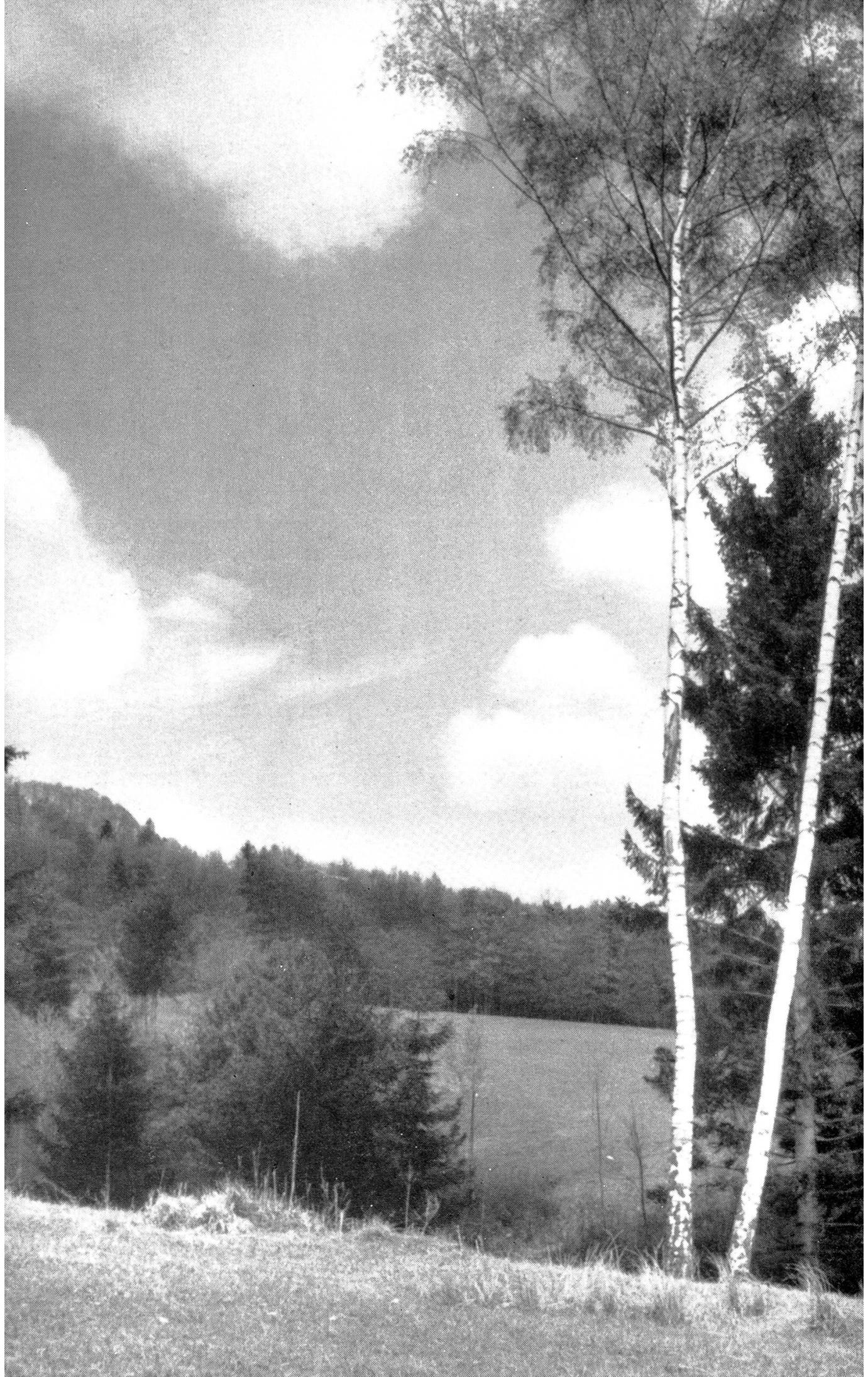
Das Lied der heiligen Margareth

In *Graubünden* leben in der Überlieferung uralte vorchristliche Sagen in
Gestalt christlich übermalter Legenden weiter. Chr. Caminada (2), Bischof
von Chur, hat in 50jähriger Arbeit Sagen und Bräuche gesammelt und in
seinem Buch «*Die verzauberten Täler, Kulte und Bräuche im alten Rätien*»
veröffentlicht. In einem abgelegenen Bergdorf des Lugnez fand er das älteste
rätoromanische Lied, «*La Canzun de sontga Margriatha*». Das Lied erzählt
vom Leben der heiligen Margareth auf hoher Alp. Sieben Jahre weilte die
Heilige unerkant als Zusenn bei den Hirten und Sennen. Bis auf die höch-
sten Berggräte hinauf wuchsen milchergiebigste Kräuter; die Futter- und
Milcherträge waren doppelt so hoch als heute. Da entdeckte «paster
petschen»³, der Hirtenbub, daß der Zusenn eine Jungfrau sein müsse. Die
Sennen und Bauern, vom Leben im Überfluß übermütig geworden, erlaub-
ten sich unziemliche Spässe. Beleidigt nahm die heilige Margareth Abschied
von ihren Kühen. Mit ihr schwand der Segen von den Alpen dahin. Die
Kühe gingen im Milchertrag zurück; die besten Quellen versiegten. Schönste
Weidegebiete verloren ihr saftiges Grün; die milchergiebigsten Kräuter
verwandelten sich zu dünnen Flechten, zu isländisch Moos. Heute noch
werden in Graubünden die pinselförmigen Griffel verblühter Anemonen
(*Anemone Alpina*) sowie das isländische Moos (*Cetraria*) «*jarva schmalada*»
(verwünschenes Kraut) genannt.

Hartnäckig erhielt sich im Volk in weiten Gebieten der Alpen der
Glaube an ein längst entschwundenes, durch die Schuld der Menschen ver-
scherztes besseres Zeitalter.

³ paster petschen: Hirtenbub.





P. Placidus a Spescha: Rauher- und Kälterwerden der Alpen

P. Placidus a Spescha (3) (1752–1835), Benediktinermönch im Kloster Disentis, war Sprachforscher und Förderer der rätoromanischen Sprache. Unter anderem verfaßte er zur 4. Jahrhundertfeier des «Grauen Bundes» im Jahre 1824 ein romanisches Festspiel zur Verherrlichung des berühmten *Ahorn zu Truns*, unter dessen Ästen und Krone seinerzeit der Bund zustande kam. Vor allem war a Spescha berühmter Alpinist und Erforscher der Bergwelt. Rastlos durchstreifte der wetterharte Benediktiner die Alpen des Bündner Oberlandes und des Gotthardgebietes. Er unternahm Erstbesteigungen der höchsten Berggipfel, sammelte Mineralien, beobachtete die Tier- und Pflanzenwelt, das Leben und die Arbeit der Bergbevölkerung. Nichts entging seiner scharfen Beobachtungsgabe. In seiner im Jahre 1818 verfaßten Schrift: «Über das Klima der Alpen» schreibt a Spescha: «Zufolge meiner eignen, als Bergsteiger während 35 Jahren (1785–1818) gemachten Beobachtungen sind die *Alpen seit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden; weite Gebiete sind vom Holzwuchs entblößt.*» Hoch über der jetzigen Waldgrenze hatte er im Tavetsch, auf der Oberalp, im Urserental und am Lukmanier zahlreiche Holzüberreste verschiedener Baumarten gefunden. Durch seine Beobachtungen kam Pater Placidus zur Einsicht, daß das Rauherwerden des Klimas und die Verminderung der Alperträge nicht nur der Einwirkung der Lawinen und des Steinschlages, sondern zum guten Teil der Raubwirtschaft der Äpler und Bergbauern zuzuschreiben sei. Spescha war überzeugt, daß das Rauher- und Kälterwerden der Alpen zum Teil durch das rücksichtslose Zurückdrängen der Wälder zum Zwecke der Weide- und Heulandgewinnung verursacht sein könnte. Er verurteilte scharf die Mißwirtschaft am Wald, besonders die zerstörende Auswirkung der Waldweide. Im Jahre 1822 ergriff Spescha die Feder als Vorkämpfer zum Schutze der Wälder durch ein geordnetes Forstwesen. Bis an sein Lebensende haben die Probleme hinsichtlich des «*Rauher- und Kälterwerdens des Alpenklimas*» und der Standorte der ursprünglichen oberen Waldgrenze den rastlosen Forscher beschäftigt.

Der Kampf des Benediktiners von Disentis war berechtigt und verdienstvoll. Sein Alarmruf erstmals erhoben gegen die Verwüstung der Bergwälder fand später begeisterte Zustimmung, wie wir in folgenden Abschnitten sehen werden, durch die Verse romanischer Dichter, wie P. Linsel, Maurus Carnot, Giachen Mihel Nay.

In der Tat ist der heutige Waldbestand nur noch ein kleinerer Rest der ehemaligen Ausdehnung. In früheren Zeiten fand sich im Tavetsch geschlossener Wald bis hinauf über die Oberalp und in das Urserental. Im 13. und 14. Jahrhundert während der Ansiedelung von Vieh- und Weidewirtschaft treibenden Walserkolonien kam es in Graubünden zu Waldrodungen, die größtes Ausmaß erreichten. Eine ungehemmte Weideexpansion bis in die höchsten Hänge hinauf hat im Tavetsch, an der Oberalp,

am Lukmanier, im Lugnez oberhalb der Dörfer Riein und Pitasch und andernorts die Wälder durch schonungsloses Roden immer mehr zurückgedrängt und größtenteils vernichtet. Die Folgen blieben nicht aus. Weideplätze, Alpen und Heuberge hat man gefunden, gleichzeitig aber ganze Täler in wilde, drohende, jeden Winter viele Opfer heischende Lawinenslandschaften verwandelt.

Das Lied vom weißen Tod: Lawinenchronik

Lawinennot und -katastrophen längst vergangener Zeiten fanden Ausdruck in Gedichten, sogenannten *Totenklagen*, «*canzuns de malencurada*». Die rätoromanische Literatur, die alpine Tradition kennen viele überlieferte Geschichten und Chroniken, unter anderem «*La Canzun de Madens, das Lied vom weißen Tod*» (H. Erni [4]). Vor Jahren wurden derartige «Totenklagen» rezitiert und oft gesungen.

Wildheuer von Riein, dem hochgelegenen Bergdorf im Lugnez, Oberland Graubünden, hatten im Sommer 1651 am Westhang der Signinagruppe oberhalb der Bergwiesen von Madens geerntetes Dürrfutter auf Heustristen, sogenannten «*meidias*», aufgestockt. Am 7. Januar 1652 machten sich 15 Männer auf den Weg zum Heuzug. Vor Morgengrauen verließen sie bei Laternenschein das Dorf, versehen mit Schrotmesser und «*tretschas*», den geflochtenen Lederseilen. Durch tiefen Schnee bahnten sie sich den Weg zu den Wildheuplanggen. Bereits vor Mittag brachten 6 Mann die Schreckenskunde, daß 9 Kameraden durch eine Lawine verschüttet seien. Der damalige Pfarrer von Riein, J. Waench, hat zum Gedenken an die Opfer eine ergreifende Totenklage verfaßt. In 14 Strophen beschrieb er den Hergang des Unglücks: Die Wildheuer waren vor Tagesanbruch bei ihren Tristen angekommen und hatten das Heu mit Seilen gebunden für den Transport vorbereitet. Als die ersten Sonnenstrahlen die hohe Zinne der Signina berührten, löste sich in den Steilhängen ein großes Schneebrett. Eine furchtbare Lawine stürzte hinunter gegen die Heuberge von Madens:

Sum ils Madens — ilg di parett
La neif si sum sur els rumpett.
En ünna gada tuts pilgià
Nagin dad els navent mitschà.
Vegnivan d' sera igl Vendergis
Tuts sutterai nof en ün gi.
Fo grand cuncuors a grand bargir
Nagin cun plaids po ora gir.
Deus dett' ad els à min' scadin
Leda levada a bunna finn.
Agli seig laud, glierg' ad honur
Tras Christum Jesum mes singiur.

Die ersten Verse schildern das blitzartige Losbrechen der Schneebrettlawine. Die folgenden Strophen berichten vom namenlosen Leid, das über die Bevölkerung des Bergdorfes hereinbrach. Neun Männer fanden den Tod. Heute kennt niemand mehr die Namen der verunglückten Wildheuer. In der Erinnerung alter Leute aber klingt noch das «*Lied vom weißen Tod (la Canzun de Madens)*».

Seit Menschengedenken war an dieser Stelle keine Lawine niedergegangen; denn die Heuberge waren einst durch dichte Wälder geschützt. Während des 18. und 19. Jahrhunderts griff das Unheil weiter um sich. Lawinen fegten am Westhang der Signina die letzten Waldreste in den Abgrund hinunter. Was die Lawinen mit der Zerstörung des Schutzwaldes begonnen haben, vollendeten die Wildwasser. Ähnliche Gleit- und Fließvorgänge, wie sie bei Schneemassen vorkommen, griffen auf die entwaldeten Hänge über. Die «draussa», die Alpenerlen, haben zähen Widerstand geleistet. Auch sie rutschten mit den letzten Waldresten hinunter in die tiefeingefressenen Schluchten der Val Cabiena und Val Truein. Am Westhang der Signinagruppe, zwischen den Dörfern Riein und Pitasch, wo sich früher Weg und Steg, Wald und eine Sägerei, Weiden und Heuberge befanden, ist heute eine schauerliche Einöde, liegt der einsame Hof Signina, durch Schuttmassen und Rufen isoliert, vom Verkehr abgeschnitten.

Die «*Canzun de Madens*» wurde zur Totenklage für die ganze von Lawinen und Wildwasser verwüstete Landschaft.

Placidus a Spescha (3) berichtet über Lawinenkatastrophen im Tavetsch, Folgen der Vernichtung der dort früher vorhandenen Schutzwälder. Im gleichen Jahre 1809, als der Benediktinerpater als Kaplan in das Dörfchen Selva unterhalb Tschamut einzog, begrub die Ruinatsch-Lawine die halbe Ortschaft und 42 Einwohner unter Schnee und Trümmern.

Die fürchterliche, zerstörende Gewalt der Geschiebemassen wälzenden Rufen, «bovas, darguns», schildert Giachen Mihel Nay (5), geboren in Zignau bei Truns, am unheilbringenden Wildwasser «Ual Zavràgia» aus dem gleichnamigen Tal hinter Obersaxen.

*La Bova*⁴

Las auras setilan, ils nibels sezuolan,
Dal tun e cametg serebalza la val;
Las greppas sfraccadas semovan e sfuolan
Tras pegns e pignola e rumpan vial.
Las casas en prighel, la verda cultira —
Già tschaffa la bov' e sballun' il rempar.
Atras la malaura il zenn che suspira:
Il Segner nus gidi e vegli salvar.

⁴ la bova: die Rufe.

Furchtbare Gewitter (tun e cametg) haben das Tal heimgesucht. «Ual Zavràgia», das Wildwasser und die Rufe bricht los. Zerbrochene Felsenrümmer (greppa sfraccada) und Geschiebe reißen alles mit: Wald und Bäume (pegnis e pignola), Brücken und Dämme. Die Sturmglocke läutet — der Herrgott schütze unser Dorf, unsere Häuser und Kulturen

Die von P. Pl. a Spescha festgestellten und scharf verurteilten *Waldverwüstungen* waren derart, daß bereits Mitte und Ende des 18. Jahrhunderts strengere *Gemeindesatzungen* (tschentaments da vischnaunca) mit entsprechenden Verordnungen über *Bannwälder* zum Schutze gegen Lawinen und Rufen (schetga⁵, jürada⁶, ambanida⁷) erlassen wurden (Flims 1754, Trin 1784). Sämtliche großen Gemeinden des Engadins, des Oberlandes und Schams haben derartige Forstschutzgesetze in Kraft gesetzt.

Der bekannte Jurist Dr. Peter Tuor von Laax, Professor für römisches Recht und schweizerisches Zivilrecht, Bern (6), schrieb in seinem in der Schrift «*Igl Uaul Grischun*» (herausgegeben vom Schweizerischen Forstverein) veröffentlichten Aufsatz über die Gemeindesatzungen, daß man heute noch die dort aufgestellten zweckmäßigen und nützlichen Verordnungen zum Schutze der Waldbestände bzw. zur Schonung der Bannwälder bewundern müsse. A. Schorta (7) hat die Gemeindesatzungen (tschantaments), bzw. Forstschutzbestimmungen der meisten Unterengadiner Gemeinden in den «Annalas della Soc. Raetorumantscha» veröffentlicht. Viele Angaben über die Forstgesetzgebung der Bündner Gemeinden enthält auch die «Raetoromanische Chrestomathie» von C. Decurtins (8).

Es dauerte indessen lange Zeit, bis diesen Forstschutzverordnungen der Gemeinden Nachachtung garantiert werden konnte. Romanische Dichter, wie G. M. Nay, Arzt in Trun (5), P. Maurus Carnot, Benediktiner im Kloster Disentis (9), ergriffen die Feder, dem Beispiel a Speschas folgend, als Vorkämpfer für eine verbesserte Forstwirtschaft.

Dem *Bannwald* hat G. M. Nay folgendes Gedicht gewidmet:

La Schetga

Verdas retschas en parada
Stattan guardia sugl' ucclaun:
La lavina leu sfrenada
Dostan ellas cun lur maun;
La lavina, che smanatscha
Sut ils pézs cun ardiment
Che sezuola e secatscha
Sin rapina vehement;
E las boas che cupidan

Bannwald ⁵ Oberland: la schetga;

⁶ Engadin: la jürada;

⁷ Mittelbünden: ambanida;

El terren ch' ei maluardaus;
 Frančan, cu las auras smidan,
 Nossas fueinas e nos praus;
 Tschaffan cun valenta bratscha
 Giu afuns el sbuadetsch,
 Ferman tiara che secatscha
 Els uradis de cametsch.
 Stgir uaul, vus veglias plontas
 Mo scurlei vos loschs tschupials!
 Endiri da lutgas tontas
 Veis comparsa de marzials.
 Um grischun, sche honorescha
 Tiu maletg leu si egl' ault,
 Dai adatg, mai vulnerescha,
 Nun sfurzaus, tiu bi uaul.

In Reih und Glied (retschas en parada), wie Soldaten auf der Wacht beschützen die Bäume des Bannwaldes (la schetga) Weiler und Dorf (ucclauns); sie sind eine grüne Barrikade, die in der Höhe lauende Lawinen hemmt. Mit starkem Wurzelwerk tief hinabgreifend sichern die Bäume Erdschlipf- und Rutschgebiete. Bündner Landsmann; ehre und respektiere die alten, sturmerprobten Veteranen dort oben. Nie sollst du den Bannwald, nur auf momentanen Nutzen bedacht, antasten und zerstören. P. Maurus Carnot (9) läßt in seiner Ballade «Il retg digl Uaul»⁸ (Igl Uaul Grischun, herausgegeben vom Schweizerischen Forstverein, Chur 1932) einen alten Tavetscher Bauern zur jungen Generation des Dorfes sprechen. Scharf geht der Großvater, abends auf der Bank vor dem Haus sitzend, ins Gericht mit dem Eigennutz früherer Generationen; er schildert der Jugend die furchtbaren Folgen der Waldverwüstung: Lawinen und Rufen. Sein immer wiederholtes Mahnwort lautet: «Aus den Bannwäldern darf kein Holz ohne obrigkeitliche Erlaubnis genommen werden.»

Die *Lawine* als ungebändigte Naturkraft im Kreislauf der Elemente schildert Gion Cadieli (10):

La Lavina

Vi al pèz encadenada
 La lavina tut dascus
 Schem' e plira e suspira
 Plein desideri per il spus.
 Cheu pren mira neu d' Italia
 Vegn cun forza il favugn,
 Ils utschals ein sia suita

⁸ Uaul, god, selva: Wald.

Ed in matg ha' l enta pugn.
 Aul dal aria el uss catta
 Vid la spunda ad agur
 Da las alps la loscha feglia
 E confessa si' amur.
 Uss seslargan las cadeinas,
 Ils spusai van senza cal
 Cun fracass el precipezi
 Tier las nozzas ella val.

Angekettet an vereister Firnwand erwartet die *Lawine* sehnsüchtig ihren Bräutigam. Von Süden her stürmt der Föhn (il favugn) über den Alpenkamm; in seinem Gefolge fliegen die Zugvögel. An der steilen Firnwand entdeckt er die «stolze Tochter der Alpen» (da las alps la loscha feglia) und gesteht ihr seine Liebe. Die Ketten zerbrechen. Das Brautpaar, Lawine und Föhn, fährt mit gewaltigem Krachen und Getöse zur Hochzeit ins Tal. Mit dem Autor kann man einig sein, daß auch die Lawinen im Naturgeschehen ihre Funktionen besorgen müssen.

Don Silva SSS

Die heutzutage waldreiche *Calanca*, Paralleltal des Misox', war zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Gefahr, der fast totalen Abholzung mit ihren schlimmen Folgen zu verfallen, somit das Schicksal mancher Tessiner Bergtäler zu erleiden. Ein mutiger Priester, der ähnlich wie a Spescha im Bündner Oberland, den Kampf für die Erhaltung der Wälder aufgenommen hat, konnte der katastrophalen Raubwirtschaft Einhalt gebieten. Wir entnehmen darüber der Arbeit von A. Bertossa (11) folgendes:

Das Tal bildete bis 1866, was Wald und Weiden anbetrifft, eine einzige Gemeinde, genannt *Comunitas Calancae*. In den Jahren 1803 bis 1829 erfolgten außerordentlich große Holzschläge und -verkäufe an Tessiner Holzhändler und an die Firma a Marca-Schenardi, Roveredo. Gegen die Jahre 1836 zeigten sich die ersten Folgen der mancherorts fast totalen Abholzung: verheerende Überschwemmungen und Schäden durch Rufen. Die Großunternehmer im Holzhandel hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Im Jahre 1825 kam als politischer Flüchtling Don Stefan Silva aus Bobbio, Piemont, nach Cauco/Calanca, wo er bis 1839 sein Amt als katholischer Geistlicher versah. Nach 1839 war er Pfarrer in Arvigo. Don Silva, Theologe und ähnlich wie Spescha gewandter Schriftsteller kämpfte für die Erhaltung der Wälder. Er wurde der führende Mann, «il capo degli oppositori», gegen die Politik der Waldzerstörung. Am 16. Januar 1845 wurde auf Veranlassung von Don Silva und anderer einsichtiger «buoni patrioti» in *Selma/Calanca eine Volksversammlung* abgehalten, die über weitere Lieferungen an die Holzhändler in Roveredo und im Tessin zu beschließen

hatte. Am 17. Januar 1845 richteten die Gemeinden der Calanca, die eine Übervorteilung durch den Holzhandel befürchteten, eine *Petition* («Memoriale») an den «Kleinen Rat» in Chur; sie ersuchten um bessere Kontrolle der Praktiken der Holzhändler, um Schutz gegen die Raubwirtschaft am Wald. Die kantonalen Behörden Graubündens schritten ein, die Abholzungen wurden suspendiert. Im «*Kantonälen Archiv*» in Chur befinden sich aus der Zeit des während Jahren andauernden Kampfes um die Waldungen der Calanca zahlreiche Schriften des mutigen Priesters Don Silva, Briefe, Presseartikel, Streitschriften, Rekurse an die Regierung und die von ihm redigierte Talzeitung «Il Mesolcinese». Don Silva unterzeichnete seine Publikationen mit SSS: *Silvarum Salvator Silva*. Der Vorkämpfer für eine bessere Forstwirtschaft starb in Arvigo/Calanca 1863. Im gleichen Jahre begann die Wiederaufforstung der Talwälder.

Wer das Calancatal, dessen fleißige Einwohner und deren Arbeiten im Wald, Feld und im Dorf kennenlernen will, der greife außer zur zitierten Schrift von A. Bertossa zur prächtigen *Kurzgeschichten- und Anekdotensammlung* «*Ciarino*» von E. Schmid, Forstingenieur (12). Eine Wanderung durch das Tal vermittelt unvergeßliche Eindrücke. Unmittelbar, direkt steigen die gewaltigen Berge empor. Die steilen Geröll- und Schutthalden «*la ganna*», meist überwachsen mit Grünerlengestrüpp («*draussada*»), sind unterbrochen durch unzählige Töbel und jähe Feldabstürze («*la grunda*»). Drahtseile für Holz- und Materialtransporte sind sichtbar bis hinauf in die höchsten Hänge. In den oberen Lagen des Tales sieht der Wanderer Lärchen und dunkle Tannenwälder. In diesem unwegsamen, äußerst gefährlichen Gelände arbeiten die «*borrat*», die *Holzfäller und Waldarbeiter*.

Über seine Erlebnisse bei Arbeiten im Bergwald erzählt E. Schmid folgende Anekdote:

Battistas Blutopfer

Battista, «*borrat*», hat die Hälfte seiner Knochen bereits irgendwann gebrochen. Ein halbes Jahrhundert hat er in den Bergwäldern als Holzer gearbeitet. Wo es lebensgefährliche Arbeit gab, war Battista dabei. Battista war der Mann dazu. Einmal fiel er vom gespannten Drahtseil auf einen Steilhang. Er kam mit einigen Beinbrüchen und einem faustgroßen Loch im Kopf davon. Als er älter wurde, suchte er sich weniger gefährliche Posten aus. So saß er einmal gemütlich in der Kabine einer Seilbahn für Materialtransporte und bediente das Zugseil. Tief unten im Tal sah er die Verloader wie winzige Ameisen herumkrabbeln. Da sauste ein Felsbrocken den Hang herunter, drückte die Kabine wie eine Zündholzschachtel zusammen, durchschlug die Seile, und die Anlage sauste ins Tal. Vom nahen Arbeitsplatz liefen die Arbeiter herbei. Der Anblick war schaurig. Die Kommandokabine war zusammengepreßt. Unter der Tür sickerte ein rotes Bächlein aus einem Spalt. Man brach die eingeklemmte Türe auf. Als man den armen Battista

heraushob, erwachte er aus seiner Ohnmacht. Er war unversehrt geblieben. «Aber woher kommt denn das viele Blut?» fragten die Männer. «Ach», seufzte Battista, «das ist mein Valpolicella. Der Fiasko ging zum Teufel. Bringt mir lieber einen anderen, statt unnütz herumzustehen.»

An der Straße zwischen Buseno und Arvigo rauchten vor wenigen Jahren noch «*i pojat*», Kohlenmeiler. Rußgeschwärzte Köhler, «*i carbonei*», bereiteten Holzkohle. Hart war immer der Existenzkampf in diesen Bergtälern. Einen Begriff davon erhält der Wanderer, wenn er hoch oben in den Felsen über dem Abgrund zwischen glatten, nassen Gneißplatten schmale Gras- und Rasenbänder sieht, an Stellen, wohin sich kaum die gewandten Ziegen hinwagen. Eine solche Stelle wird als «*piotta bandita*» (verbotene Wildheuplangge) bezeichnet. Um den früher größeren Viehstand ernähren zu können, wagten sich die Wildheuer verwegen in die exponiertesten Feldbänder hinaus. Viele verloren dabei ihr Leben. Die Geistlichen des Tales verboten ihren Gemeindebürgern das Wildheuen auf den verbotenen Planggen. Wildheuern, die das Verbot übertraten, drohte bei Unglücksfällen die Verweigerung kirchlicher Beerdigung. Es ist erfreulich, daß viele Calanker neben dem Verdienst als Glaser, Maler, Arbeiter im Baugewerbe heutzutage auch in ihrer kargen Heimat Arbeit und Verdienst in der Forstwirtschaft finden können.

Tamangur – Uaul Grond

Auch berühmte Bündner Wälder haben ihre Dichter gefunden. Peider Linsel (1863–1943) (13) von Sent war Kaufmann in Italien. Früh zog er sich von seinen Geschäften zurück, um sich der Dichtung und der Verteidigung romanischer Sprache und Kultur zu widmen. Er war Ehrendoktor der Universität Zürich. Von 1926 bis 1934 war er Konsul in Livorno. Linsel hat folgende Verse dem berühmten Arvenwald *Tamangur* in Val S-charl (Nationalpark) gewidmet:

Tamangur

Aintasom S-charl (ingìò sun rafüdat
ils oters gods) sün spuonda vers daman,
schi varsaquants veidrischems dschembers stan
da vegdüm e strasoras s-charplinats.
Tröp sco l' ingual nu's chatta plü ninglur,
ultim avanz d' ün god, dit Tamangur.
Da plü bodun, quel sgüra cuvernet
costas e spis cha blots uossa vezain;
Milieras d' ans passettan e scumbain
ch' ardên sajettas e cha naiv terret,
ha tantüna la vita gnü vendschur
in verdagiand trasoura Tamangur.

Mo cur umbras l' uman gnit be sdrüand
 sainza ningün pissêr sün il davo,
 cha lavinas e boudas s' fettan pro,
 l' ajer d'vantet vi e plü crü, fintant
 nun madürên plü 'ls böschs las puschas lur
 e daspö quai, al main jet Tamangur.
 As dostand fin l' ultim, in davo man
 ils dschembers ün ad ün, sco schlass sudats
 chi sül champ da battaglia sun crodats,
 per terra vi' smarscheschan plan a plan —
 Et ajüd chi nu vain bainbod — Dalur!
 svanirà fina 'l nom da Tamangur.

Was a Spescha auf seinen Bergreisen beobachtet hat und über das Zurückdrängen der Gebirgswälder geschrieben hat, sagt der Engadiner Dichter in poetischer Form:

Ganz hinten in Val S-charl, wo andre Wälder fehlen,
 auf dem Abhang gen Morgen stehen uralte Arven
 von der Zeit und Stürmen zerfetzt.

Letzter Rest eines Waldes, genannt Tamangur.

Vor sehr langer Zeit bedeckte er Hänge und Grate,
 die jetzt nackt dastehen.

Jahrtausende vergingen, und mochten Blitze brennen und Schnee fallen
 Das Leben hat doch gesiegt.

Da kam der Mensch und zerstörte gierig

ohne an nachher zu denken. Es brachen sich Lawinen und Rufen Bahn.

Die Luft wurde rauher. Tamangur begann zurückzuweichen.

Die Arven wehrten sich bis zuletzt und fielen wie tapfere Krieger.

Nun vermodern sie langsam am Boden.

Kommt nicht bald Hilfe — wird auch der Name Tamangur vergehen.

Wenn die Bergbevölkerung nicht zusammensteht, wird es ihr ergehen
 wie Tamangur.

Die Arven sind für uns ein Beispiel tapferen Kampfes zur Rettung der
 Tradition unserer Vorfahren.

Unterhalb Ilanz erstreckt sich quer über das Tal des Vorderrheins die Sperrmauer des *Flimserbergsturzes*. Die von Geologen auf rund 15 Kubikmeter geschätzten, vor der letzten Eiszeit vom Segnesgebirge herabgestürzten Schuttmassen erreichen zwischen Flims und Versam größte Mächtigkeit und erstrecken sich bis Reichenau. Über das weite Trümmerfeld breitet sich «*Uaul⁹ Grond*», *der große Wald*, aus, der das obere Rheintal in Surselva und Sutselva, ob und nid dem Walde trennt. Stämmige Bergbuchen umklammern mit weitausgreifenden Wurzeln Kreide- und Verrukanoblöcke, Rot- und Weißtannen wachsen auf dem Geröll der Moränenkämme. Unter

Sagogn/Sagens durchbricht der Rhein den gewaltigen Schuttwall durch ein enges Erosionstal, die Rheinschlucht *Ruinaulta*. Zwischen dunklem Wald und Schutthalden erheben sich über dem Fluß blendend weiße Felsen, von tiefen Runsen zerfressene Kalk- und Malmwände, messerscharf profilierte Grattürme.

Die einsame, direkt unter den Felsabstürzen gelegene Flußbaue «Isla Casti» war einst Wohnsitz des Trinser Holztransportunternehmers Casti, genannt «*Hans dell' Isla*», des letzten Unternehmers großer Holztransporte auf dem Rhein. In den Jahren 1860 bis 1890 vor dem Bahnbau konstruierte er mit seinen Arbeitern im unwegsamen Bergwald *Holzgleitbahnen*, sogenannte «*irals lenna*». In Winternächten fuhren die Blöcke über die vereisten «*irals*» zum Fluß. Sie wurden im Frühjahr durch Casti bis zum Bodensee geflößt. *Uaul Grond*, der große Wald am Vorderrhein, war auch Schauplatz erster kühner *Holztransporte mit Drahtseilanlagen*. Schon 1894 und während der folgenden Jahre erstellte R. Coray von Trin in der Umgebung des großen Waldes Drahtseilanlagen außerordentlicher Spannweite für schwierige Holztransporte. H. Erni, Trin, und Ing. G. Bener, Direktor der Rhätischen Bahn (14) haben diesen *Pionier im Lehrgerüstbau*, der unter andern Arbeiten die Gerüste der Soliser- Langwieser- und Wiesener Viadukte errichtet hat, diesen hervorragenden Fachmann im Holzbau in ihren Schriften gewürdigt.

Die Dichter Flurin Camathias (1871–1946) von Laax (15), katholischer Pfarrer in Brigels, Gian Fontana (1897–1935), Lehrer in Flims (16), haben den großen Wald ihrer engeren Heimat «*la selva spel Rhein*» besungen.

Camathias: Igl Uaul Grond

Uaul majestus
Sin tratsch sursilvan
Ti vestgeschas vastus
Territori montan;
Orcans ti retegnas,
Protegnias nus bein,
Refrestg ti contegnas,
O selva spel Rhein.
Uaul montagnard,
Lags blaus e pegns ners,
De marvegl e de tard
Mi fagieis gronds plaschers.
O selva grischuna,
Maletg de vigur,
Mantegn tia cruna,
Stai semper en flur!

⁹ Uaul, God, Selva: Wald.

Bündner Bergwald am Rhein, Bild ursprünglicher Natur (maletg de vigur), mögen die Kronen deiner dunklen Tannen uns immer erhalten bleiben. Du gewährst Schutz vor Stürmen, Erholung und Freude dem Wanderer.

Gian Fontana: La Cambrida

Mirei gl' Uaul! ils pegns vegliuords,
sur notg ein tuts seluschardei,
terlischan da cristaglia.
E teidlan, atenzius sco suords,
il clom dil di, ch' ei clars sco mai
e tun'en mintga caglia.
E metta mellis diamants
sin tut ils pegns de nies uaul,
sil truscal che cupida —
E jeu sai buc, sche tonts amants
van tras la selva oz schi baul
el vel della cambrida.
Mo era quella sto vonzei
Finir sco tut plascher, deletg,
ch' ei fetg savens paretta,
E serius ein els puspei,
ils pegns, in vegl maletg
d' in grond della paletta.

Über Nacht glänzen die alten Tannen und Fichten (pegns) im Parade-gewand, in kristalliner Pracht; Rauhreif (cambrida) ist gefallen. Der prächtige weiße Schleier verschwindet rasch wie alles, was Freude bereitet.

Im Lugnez, Bündner Oberland, sind weite Hänge und Berghalden auf der linken Talseite oberhalb Morissen, Cumbels, Vella bis fast nach Lumbrein kahl — unbewaldet. Nur oberhalb der Kapelle St. Carl am Piz Mundaun findet sich, isoliert, ein einziger Wald «gl' Uaul digl' Escher». Hartnäckig erhält sich im Volk des Lugnez' über Jahrhunderte die Ansicht, daß ein großer Waldbrand, eine Katastrophe größten Ausmaßes einst die schönen Wälder auf der linken Talseite zwischen Lumbrein und Morissen zerstört habe. Niemand weiß, wann dies geschah; keine Dokumente sind vorhanden. Pater Maurus Carnot (9) berichtet in seiner Erzählung «*Unter den Eschen von Pleif*» von diesem Waldbrand.

Der Schweizerische Forstverein hat der romanischen Bevölkerung Graubündens das prächtige Buch «Igl' Uaul — Il God Grischun» (17) gestiftet, worin sich auf Seite 35 ein Aufsatz über den *Escher-Wald* findet. Mit Hilfe des «Legat Escher von der Linth» konnte die Neuaufforstung mit Fichten, Arven und Lärchen in den Jahren 1874 bis 1889 durchgeführt werden.

Heutzutage präsentiert sich die Neuanpflanzung als prächtiger Wald an den Hängen des Piz Mundaun, ein Musterbild der Gebirgsaufforstung. Dankbar gedenken die Bergbauern von Morissen, für die dieser Wald eine Wohltat bedeutet, der Förderer dieses gelungenen Werkes, neben anderen des Eidgenössischen Forstinspektors J. Coaz. Zur Erinnerung an den Stifter nennt das Volk im Lugnez den Wald immer noch «*Igl' Uaul digl' Escher.*»

Der Brautschleier der Merisana

Wie bereits berichtet, erzählen in den Talschaften der Dolomiten (C. F. Wolff [1]) die Hirten, daß die Lärche ihr Dasein, ihr zartes, frohfarbenedes Grün dem Brautschleier der Königin Merisana verdanke. Die Dolomitensage lautet wie folgt: Ein Tal zwischen hohen Bergen, reich an Wald, Weidegebieten und klaren Flüssen, bevölkert von Waldfeen, war die Residenz der Königin der Wälder und Gewässer, «*Merisana*». Die Herrscherin besaß alles, was man sich wünschen kann. Die größten Bäume verneigten sich respektvoll vor ihr. Obwohl sie reich war und das Leben hätte genießen können, war Merisana stets tieftraurig, schwermütig. Mitleid und Erbarmen für die vielen Menschen, Tiere und Pflanzen, die auf der Welt leiden müssen und die Unmöglichkeit, allen zu helfen, erfüllten ihr gutes Herz, verdüsterten ihr Gemüt. Der mächtige König eines Nachbarvolkes erblickte auf der Jagd die schöne Merisana und hielt am siebenten Tage ihrer Bekanntschaft um ihre Hand an. Die Antwort der Königin der Wälder lautete: solange soviel Unglück und Leid in der Welt besteht, kann ich keine Hochzeit feiern; bevor ich heirate, muß ich Mittel und Wege finden, damit Leid und Unglück von der Welt verschwinden. Ich möchte, daß alle Menschen, Tiere und Pflanzen zufrieden und glücklich sein können. Wenn Du, mächtiger König, diesen Wunsch erfüllst, wenn Du mir hilfst, dieses Ziel zu erreichen, dann werde ich Deine Frau. Der König erklärte der guten Merisana, daß die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich sei. Er bat die Königin der Wälder, etwas zu wünschen, das man verwirklichen könnte. Merisana war ob dieser Antwort traurig. Resigniert äußerte sie einen bescheideneren Wunsch: zur Mittagsstunde unserer Hochzeit soll alles, was auf dieser Welt lebt, zufrieden und glücklich sein, alle Leiden und Krankheiten sollen erleichtert werden. Der König erachtete die Verwirklichung dieses Begehrens als möglich und sagte zu. Weit und breit herrschte ob dieser Hochzeitsbotschaft große Freude. Um dem Brautpaar ihre Dankbarkeit zu bekunden, trieben die Bäume und Sträucher ihre schönsten Blüten, die Gewächse der Felder und Wiesen ihre farbigsten Blumen. Die Menschen und die Tiere der Wälder brachten dies alles als Festgeschenk zu Merisana. Am Hochzeitstage häuften sich derartige Mengen prächtigster Blumensträuße, daß Merisana und ihre Waldfeen nicht wußten, was damit anzufangen wäre. Findige Köpfe unter dem königlichen Gefolge kamen auf eine Idee: mit derart vielen Blumensträußen machen wir einen Baum zu Ehren

der Merisana; und mit vieler Mühe und Arbeit setzten sie die *Lärche* zusammen. Der neue Baum zeigte geringe Lebensfähigkeit; sofort vergilbten und welkten seine Zweige. Um den ihr zugeeigneten Baum zu retten, opferte Merisana ihren wundervollen, leuchtend hellgrünen Brautschleier; sie umhüllte damit die Zweige. Der Schleier verwandelte sich in grüne Knospen, die Lärche ward ins Leben gerufen. Immer wenn im Frühling die Lärchen von ihrer Winterstarre erwachen, wird das hellgrüne Gewebe des Brautschleiers sichtbar.

Die Lärche ist der Lieblingsbaum des Engadiner Dichters Peider Lansel (13). Er hat ihr folgendes Gedicht gewidmet:

*Ni tiou*¹⁰, *ni dschember*¹¹

Ni tiou, ni dschember! D' nossa bos-ch' alpina
sur tuots our' es il larsch¹² meis preferi,
saj' aint a mez il god o ch' el s' obstina
sulet, sbattü dal vent, sül majer spi.
El ha ün verd tant frais-ch cur ch' el renascha
cha tras quel allegrà vain tuot nos Mai —
in duondagiand sa stiglia ramma lascha
eir a fluors i fastüts lur part d' sulai.
E cur d' utuon crodar la fruonzla 's vezza
— crudelas sainzas cha l' unviern sto gnir —
Il larsch, sco ün ultim cuffort d' bellezza,
s' as veista tuot dad or ant co murir.

Peider Lansel besingt den *Brautschleier der Merisana*. Beim Erwachen der Vegetation im Frühjahr erfreut uns die Lärche durch ihr leuchtendes helles Grün, so daß der Monat Mai für die Leute im Bergtal ein Festmonat wird; sie ist ein Sonnenkind — aber ihre schlanken Zweige lassen auch dem Unterholz und dem Blumenflor ihren Anteil am Tageslicht. Im Herbst verfärbt sich die Lärche goldgelb; sie trägt, weithin sichtbar, ihr letztes prächtiges Festkleid im Jahr vor dem Abwerfen der Nadeln.

Arven und Wettertannen.

Mit seinem Gedicht «*Il schiember solitari*» hat A. Tuor (18), Arzt in Ilanz, wie in letztjähriger Sondernummer Nr. 12/1964 «Musik und Wald» angeführt, den Komponisten Lavater begeistert und zur Vertonung des Arvengedichtes angeregt. Sein «*Lied von der einsamen Arve*», gesungen vom Oberländer Männerchor «Ligia Grischa» wurde am Eidgenössischen Sängertag in Lausanne 1928 mit dem 1. Preis ausgezeichnet.

¹⁰ tiou: Föhre.

¹¹ dschember: Arve.

¹² larsch, larisch: Lärche.

Der zähen, genügsamen Arve hat auch G. G. Cloetta, Bergün (19), ein Gedicht gewidmet, das wir mit der Übersetzung, erschienen in «Engadiner Nelken» von G. Bundi, hier anführen:

Ils Dschembers della Muotta

Sco' l paur grischun vus stais sün aspra terra,
Cun stainta be retrais vos nudrimaint
Nel ajer del vadret, sper la lavina,
Vicin alla sajetta e pruina!
Però ünguot vos liber sguard nun serra,
E seculs fais già frunt al elemaint.
E sch' eir vos corp, da quel eterna luotta,
Ais plain düritschas e gnü tuot deformà,
Che oter ais, chi la valur augmainta
E l' affecziun, cha' l cour per vus resainta!
Beà quel, chi, sco vus, sün terra bluotta
Con pac s' containta ed ais fortünà!
Fintant cha vus restais sün vos' otezza,
Gagliards, fidels e plain d' rassegnaziun,
Chi vegnan pür, burasca e lavina!
Chi vegnan, l' ambiziun, e la ruina!
Vus restarat per oters 'na fortezza
E saimper ün simbol pel paur grischun.

Wie Bündner Bauern schöpft aus harter Erde
Ihr mühsam nur den kargen Lebenssaft
in rauher Gletscherluft, an Felsenstegen,
umdroht von Blitzstrahl und Lawinenschlägen.
Doch nichts hemmt euch den Blick.
Mit Herrschgebärde trotz ihr Jahrhunderten in zäher Kraft.
Und ist auch euer Leib bedeckt mit Narben
von manchem wilden Kampf und Wettertag,
Wir lieben euch noch mehr, zerfetzt, zerschunden,
Mit euren tiefen, ehrenvollen Wunden!
Solang ihr wurzelt in der Heimaterde,
genügsam und doch stark in Stamm und Saft,
Mag wild der Sturm die dürren Äste schütteln,
Mag eitler Stolz an unsern Toren rütteln!
Wie eine Festung schützt ihr unsre Herde,
Ein Sinnbild guter Bündner Bauernkraft!

In Erinnerung seiner Jugendzeit als Hirt besingt G. M. Nay (5), Arzt in

Truns, die alte Wettertanne, unter deren mächtigen, dachartig weit ausladenden Ästen er auf hoher Alp Schutz gesucht und gefunden hat.

Davon seien hier einige wenige Verse zitiert:

*Il Pegn d' Untgidas*¹³

Prendel oz da tei comiau
Laschel per recommendau
Tut ils pasters, la muaglia
catschadurs e selvaschinas:
Porsch 'ad els segir refugi
En fastedis e furtinas:
Dieus per tut vegn tei pagar,
Benedir e conservar.

Der alte Dichter geht ein letztes Mal in die Berge. Er nimmt Abschied von der Tanne: gib den Hirten, dem Vieh, den Jägern und dem Wild bei Unwetter schützendes Obdach. Der Herrgott weiß dir dafür Dank, wird dich beschützen und erhalten.

Von *letzter Zuflucht im Wald* berichtet Gian Fontana (16) in seiner Kurznovelle «*Gioder-nurser*»¹⁴. Fontana kannte das Leben im Bergdorf. Er kannte die erbarmungslose Härte und Knauserei gewisser Dorfpotentaten gegenüber kleinen Leuten:

Gioder-nurser

Vallatscha, das Bergdorf, ist eingeschneit. Durch den Schnee stapft mühsam *Gioder-nurser*, der alte Schafhirt, hinter ihm sein treuer Hund Caro. Während 50 langen Jahren hat Gioder die Schafe gehütet, davon 14 Jahre mit Hilfe seines vierbeinigen, unzertrennlichen Begleiters. Manches Unwetter, Regen, Schneetreiben haben sie gemeinsam durchgemacht und sind dabei alt geworden. Gioder weiß, daß er und sein Hund nun für die Bauern nutz- und wertlos sind. Sie haben gegen geringstes Entgelt ihre Pflicht getan, sie können jetzt ihres Weges ziehen; niemand kümmert sich mehr um einen alten Hirten. Mit bitterer Kälte ist der Winter angebrochen. Gioder ist zufrieden, wenn er die Nächte in einem warmen Stall zubringen kann, wenn er da und dort einen Teller voll Suppe, Mahlzeit, die er immer mit seinem Caro teilt, erhält. Der alte Schafhirt begegnet dem Gemeindevorstand *gerau Gion Rest*. Der Dorfpotentat beschimpft den alten Mann. Er gibt ihm mit brutalen Worten zu verstehen, daß die Gemeinde wohl gezwungen ist, einen alten Hirten im Armenhaus zu versorgen, daß indessen *Vallatscha* kein Geld hat, um seinen Hund zu füttern. *Gioder-nurser* erhält eine Frist von einem Tag, um seinen Hund abzutun oder den Korbern zu

¹³ Pegn d'Untgidas: die Wettertanne.

¹⁴ nurser: Schafhirt.

übergeben. Gioder, der alte Hirt, will sich von seinem treuen Caro nicht trennen. Er sucht und findet mit seinem Hund in eisiger Winternacht letzte Zuflucht unter der alten Wettertanne oberhalb Vallatscha, wo man einige Tage später beide erfroren, nebeneinander liegend, gefunden hat.

Mit Tannen befaßte sich auch der «*Wilde Mann*». Er hauste neben anderen Dämonen in den Wäldern. Riesenhaft gewachsen, die Stirn grün-umlaubt, mit Tannenzapfen und -bärten behängt, in der Linken die entwurzelte Tanne, schmückt er das Wappen der Alpenrepublik Alt Fry Raetiens. Einst lehrte er die Bauern Brot backen, ebenso die Käse-, Butter- und Zigerbereitung. Das früher in allen Talschaften Bündens, heute nur noch selten bei festlichen Anlässen aufgeführte «*Wildenmannsspiel*» beginnt mit dem Blockziehen. Ein frisch gefällter, entrindeter, buntbemalter Baumstamm wird von den Burschen durch die Ortschaften gezogen. Der «*Wilde Mann*» wird eingefangen und gefesselt herumgeführt. Der Benediktinerpater M. Carnot (20) beschreibt in seinen Erinnerungen «*Igl' Um Salvadi*» die letzte Aufführung des Spieles in Samnaun.

*Furtüna chatschadriglia*¹⁵

Wald und Wild gehören zusammen. Daher mögen hier noch einige Schriftsteller, die jagdliche Themen oder solche der Fischerei behandeln, angeführt werden.

Bereits in den Jahren 1811 und 1822 ergriff der Benediktinerpater a Spescha (3), Kloster Disentis, die Feder als Vorkämpfer für die Erhaltung und den Schutz der freilebenden Tierwelt, für die Einrichtung eines *geordneten Jagdwesens*. Er schreibt: «Das Wild ist zum Nutzen des Menschen da, aber auch zur Zierde der Welt und zur Freude der Einwohner derselben.» Seine Bestrebungen bedeuten eine der ersten Manifestationen von Naturschutzideen zu Anfang des 19. Jahrhunderts. A Spescha beklagte den Unfug der Ausrottung des Wildes: «Das Murmeltier ist beynahe ausgerottet. Das Graben nach diesen Tieren mindert ihre Vermehrung. Man kann ihnen den sanften Winterschlaf nicht vergönnen, obschon ihn der Schöpfer verordnet hat.»

Von Beruf Ingenieur ETH, war Men Rauch (21), Scuol/Schuls, Jäger, Fischer, Dichter, Schriftsteller, Redaktor des «*Fögl Ladin*», bekannter Sänger zur Gitarre, Vorkämpfer für die Erhaltung romanischer Kultur und Tradition und Erforscher der Heimatgeschichte. Als Jäger und Anhänger der «*chatscha libra*», der Jagd des freien Bündners, kannte er die entlegensten «*Planken und Blaissen*» unserer Berge, als Fischer den Inn. Seine *Jagdgeschichten* «*In Bocca d' Luf*» (requints e burlas da chatscha), illustriert von A. Carigiet, berichten von den Abenteuern, von der «*furtüna chatschadriglia*» der Jäger Barba Peider, Sar Jachen, Men Tapun und Kollegen. Die Mannen durchstreifen die Felsen und Bergwälder des Hochplateaus Macun

¹⁵ Furtüna chatschadriglia: fast unglaubliches Jägerglück.

am Piz Arpiglia, die hintersten Winkel der Val Zeznina und Val Plavna. Ihre stolze Weidmannsparole lautet «in bocca d' luf». Nach erfolgreichem Schuß, wenn der Bock erlegt ist, kommt es zum traditionellen «beiver palorma», zur konzentrierten Stärkung aus der Feldflasche. Abends auf hoher Alp, beim knisternden Kaminfeuer und Tabakqualm erzählen die alten Praktiker den Jungen von fast unglaublichen Vorkommnissen, wie von durch die Lüfte fliegenden, dem Adler durch wohlgezielten Schuß ent-rissenen Murmeltieren oder vom vermeintlich toten, in der Wirtshausstube zum Schrecken der Gäste wieder zum Leben erweckten Dachs. Men Rauch besang unser Bergland, seine Flüsse, seine Wälder, das Leben in den Dörfern. Seine im Jahre 1950 herausgegebene *Sammlung* «*Chanzuns per Guitarra*» (21) enthält neben selbst gedichteten und komponierten Liedern auch solche anderer Engadiner Sänger, wie J. Demarmels und P. Linsel. Nachfolgend möge hier das «*Lied vom alten Fischer*» den Leser erfreuen:

La Chanzun dal Pes-chader

Hoz sun eu rai, la percha ais meis scepter,
incorunà d' la corda sül chapé.
Uen gripp sper l' Oen que ais meis trun per sezzet.
Rivà sün tschel davant la porta granda
ais qua sonch Peider, quel chi 'm ferma sü!
Scha voust entrar, respuond' am la dumanda:
Che hast tü fat sün terra? quint' am sü:
«Eu sun pes-chader, quai pos comprobar:
qua ma patentà, corda, ams e plom!
Lura sonch Peider stend' am salüdar
Seis man e disch: pür aintra galantom!»

Der alte Fischer fühlt sich als König; die Angelrute ist sein Szepter, die Schnüre um den Hut seine Krone, ein Felsenriff im Inn sein Thron. Die Fischlägel auf dem Rücken tragend, beherrscht er sein Reich, den Fluß. Am Ende seiner Tage vor der Himmelstüre legitimiert er sich beim gestrengen Pförtner St. Peter vorschriftsgemäß mit Patent, Angeln und «trinchetta» (Fischlägel) und wird als Berufskollege mit Ehren empfangen. Men Rauch benutzte die Technik des *Holzschnittes*, um einen Teil seiner Schriften, insbesondere seine historischen Arbeiten selbst illustrieren zu können; kunstgerecht besorgte er alle Arbeiten; er hat selbst das Holz alter Weißerlen am Inn ausgewählt, präpariert und selbst die benötigten Messer und Instrumente für seine Holzschnittpraxis geschmiedet.

P. Alexander Lozza (1880–1952) (22) war Kapuzinerpfarrer im Bergdorf Salouf, Oberhalbstein, und am hochgelegenen Wallfahrtsort Ziteil am Piz Curver (2434 m ü. M.). Die Novizenjahre in einem Genueser Kloster brachten ihn in Berührung mit italienischer Dichtung und Literatur. Neben

seinem Pfarramt war Lozza Dichter und Jäger. Er lebte in engstem Kontakt mit den Bergen seiner Heimat, den Jahreszeiten, mit Wald und Feld, deren Tieren und Pflanzen. Sein «*Tagebuch eines Jägers*», das er neben vielen Gedichten, Novellen in der Zeitschrift «*Noss Sulom*» veröffentlicht hat, zeigt ihn als scharfen, naturverbundenen Beobachter. P. Lozza hat nachfolgendes Gedicht dem Bündner Wald gewidmet:

Gôts¹⁶ Grischungs

Stgirs gôts grischungs, rasos sen spond 'alpina
Cantonts agl' tschiel profond, canzun divina,
Saleid a vous! – Stung cò tot pansarous,
Scu ainten taimpel gothic maiestous!
Cun detta nunvasevla corr' il vent
Sur vossa tastatura en mument,
E mintga dasch sa meid' an harpa d' or,
Scu tar sarvetsch divin ia dolz igl cor!
Las pitgas èn voss bests, schi bagn turnias,
tg' an artgs s' ambratschan, cunter tschiel tandies!
Am rei gl' azur! L' umana noschadad
ambleid' ins cò e l' atgna fraschladad!
Vous taimpel sonch da Dia, tgers gôts, stet bagn;
az lasch, igl cor pi lev, igl spirt saragn.

Über die Tastatur der Baumkronen weht der Wind. Abertausend Äste bewegen sich; wie Harfenspiel ertönt eine wunderbare Melodie. Das Lied der Tannen läßt mein Herz höher schlagen wie beim Gottesdienst. Die Baumstämme sind die Säulen einer gotischen Kathedrale; zwischen den Tannen lacht mir das Blau des Himmels, und ich verlasse den Wald seelisch gestärkt und getröstet.

T. Halter, Lehrer in Vella, Lugnez, und romanischer Schriftsteller (23), hat an den Forschungen und Ausgrabungsarbeiten, die Walo Burkart im Oberland Graubünden durchgeführt hat, mitgeholfen. Eine bronzezeitliche Jägersiedelung mit außerordentlich reichem Fundmaterial wurde entdeckt und wissenschaftlich bearbeitet. Die prähistorische Siedelung *Crestaulta* bei Surrin/Lugnez dürfte nach Angaben der Fachleute vor rund 3500 Jahren als Wohnstätte gedient haben. T. Halter schrieb, basierend auf exakter Kenntnis des Fundmaterials, wie Knochen, Waffen, Keramik usw., einen *prähistorischen Jägerroman* «*Gulan de Crestaulta*». Der Roman schildert die Abenteuer der bronzezeitlichen Jäger im Urwald. Nach Aussagen der Kritiker riechen die Geschichten nach «*rascha e dascha*», das heißt, nach Baumharz und Tannenzweigen. Das Buch hat als Jugendlektüre außerordentlich Erfolg gehabt, und eine deutsche Übersetzung liegt bereits vor.

¹⁶ gôt (Oberhalbstein): Wald.

In der *rätoromanisch-ladinischen Literatur* äußern sich in vielen Sagen, Gedichten und Erzählungen, wovon hier nur einige wenige angeführt werden, Freude an den Wäldern der Heimat und Sympathie für deren Geschöpfe, für die freilebenden Tiere, für die zähe, genügsame Arve, die hohe Wettertanne, die Lärche, deren helles Grün im Frühling und goldgelbes Nadelkleid im Herbst Farbe und frohe Stimmung in die alpine Landschaft bringen.

In Sagen und Liedern frühester Zeiten begegnet uns der Glaube an ein längst entschwundenes, glücklicheres Zeitalter, wo keine Lawinen und Wildwasser den Menschen bedrohten, wo bis an höchste Berggräte hinauf beste Futterpflanzen zu finden waren, Segen der Natur, den der Mensch durch eigene Schuld verscherzt hat.

In den Schriften des Erforschers der Bündner Berge P. Placidus a Spescha findet sich als stets wiederkehrendes Leitmotiv *«das Rauher- und Kälterwerden der Alpen»*. Der mutige Benediktiner im Kloster Disentis verurteilte die Raubwirtschaft am Wald, die rücksichtslose Weidelandexpansion. Er zeigte, daß der Mensch durch Mißwirtschaft das Klima zu seinem Nachteil verändern kann. Dichter, wie P. Lansel, M. Carnot, G. M. Nay und andere, erhoben wie a Spescha ihre warnende Stimme; ihre Gedichte sagen, daß der Mensch in seiner Habgier und Gedankenlosigkeit einst walddreiche Höhenlagen der Alpen in kahle, nackte Einöden verwandelt hat, so daß Lawinen und Rufen überhand nahmen und die Luft rauher ward. Der Mahnruf dieser Männer, die für Schutz und Erhaltung des Bergwaldes eintraten, hat seine Wirkung nicht verfehlt; heute herrscht ein anderer Geist in der Forstwirtschaft. Mögen die Verse von Camathias, die wir als Prolog zitiert haben, immerfort gelten, mögen die Tannen, Arven und Lärchen *«la Selva Grischna»*, zum Wohl und Vorteil unseres Landes immerfort ihre stolzen Kronen erheben und bewahren.

A handwritten signature in black ink, consisting of a large, stylized initial 'P' followed by the name 'Placidus' in a cursive script. A horizontal line is drawn underneath the signature.

Literaturverzeichnis

- (1) *Wolff, K. F.*: Dolomitensagen. Innsbruck 1959.
- (2) *Caminada, Chr.*: Die verzauberten Täler. Urgeschichtliche Kulte im alten Rätien. Walter-Verlag, Olten.
- (3) *Pieth, F., und Hager, K.*: Placidus a Spescha. Sein Leben und seine Schriften. Bern 1913.
- (4) *Erni, H.*: J. Waench, la canzun de Madens. Il Grischun 1909.
- (5) *Nay, G. M.*: Ovras. Nies Tschespet VII.
- (6) *Tuor, P.*: «Co la lescha protegia igl' uaul». Igl Uaul Grischun, herausgeb. Schweiz. Forstverein, S. 97, 1932.
- (7) *Schorta, A.*: Siehe Register general Annalas Soc. Raetorum. annadas 1—75. Stamparia engadinaisa. Samedan 1962.
- (8) *Decurtins, C.*: Raetorum. Chrestomathie 1896—1919.
- (9) *Carnot, M.*: «Il Retg digl Uaul». Igl Uaul Grischun, herausgeb. Schweiz. Forstverein. «Unter den Eschen von Pleif». Mitteilung von T. Halter, Vella.
- (10) *Cadieli, G.*: Nies Tschespet X. pag. 35.
- (11) *Bertossa, A.*: Storia della Calanca. Poschiavo 1937.
- (12) *Schmid, E.*: Ciarino. Verlag Bündnerwald. Chur 1958.
- (13) *Lansel, P.*: «Tamangur». Annalas Soc. Raetorum. 48. pag. 9. «Ni Tiou ni Dschember». Igl Uaul Grischun. Schweiz. Forstverein, pag. 11.
- (14) *Erni, H.*: Transport de lenna de nos vegls. Casa Paterna Nr. 26. 1957.
Bener, G.: Seilriesen- und Gerüstbauer R. Coray. Chur 1939.
- (15) *Camathias, F.*: «Suns ed accords». Annalas Soc. Raetorum. 21, 103.
- (16) *Fontana, G.*: «La Cambrida». Uaul Grischun. Schweiz. Forstverein, pag. 107. Gioder-nurser. Novellas Bd. III, pag. 13.
- (17) *Schweiz. Forstverein*: «Igl uaul digl Escher». Igl Uaul Grischun. Chur 1932, pag. 35.
- (18) *Tuor, A.*: «Il schiember solitari». Schweiz. Ztschr. Forstwesen Nr. 12, 1964, pag. 55.
- (19) *Cloetta, G. G.*: «Ils dschembers della Muotta», Engadiner Nelken. G. Bundi, pag 107, Chur 1920.
- (20) *Carnot, M.*: «Igl Um salvadi». Ischi XIII. 170.
- (21) *Rauch, M.*: «In bocca d' luf». Requints da chatscha. Engadin Press. Samedan. «Chanzuns per guitarra.» Engadin Press. Samedan 1950.
- (22) *Lozza, A.*: «Gôts Grischungs». Igl Uaul Grischun. Schweiz. Forstverein 1932, pag. 84.
- (23) *Halter, T.*: «Culan de Crestaulta». Roman. Nies Tschespet Bd. 34. Maggi. Ilanz 1955.

Meine Mutter hat Geburtstag

Es ging eine scharfe Bise, als ich zum Bahnhof schritt. Die Wiesen am Hang fröstelten, und das Laub wehte auf der Straße in braunen Wirbeln hügelaufwärts.

Meine Mutter hat Geburtstag.

Immer, wenn meine Mutter Geburtstag hat, wirbeln die Blätter von den Bäumen, und die erste, wirklich ernsthafte Kühle hängt im grauen Himmel.

Wenn die letzten Reste des Sommers ganz von den Herbstnebeln durchdrungen sind, die Sonne sich bleich hinter schneefarbenen Wolkenscharen versteckt und der Wind erbarmungslos Laub und müdes Gras verweht, weiß ich: Jetzt ist meine Mutter wieder ein Jahr älter geworden. Wie der Stamm eines Baumes sich einen Ring anlegt, liegt nun die Hülle eines zu Ende gelebten Jahres um ihr Wesen.

Aber wenn ich früher jeden neuen Ring und all ihr Älterwerden als ein unabwendbares Wegrücken von mir empfand und jedes Jahr als schmale Wand zwischen ihr und mein Wesen trennend hineinglitt, so ist es mir heute immer mehr, als gäbe sie mit jedem Jahr etwas von ihrer Fremde hin und käme mir näher. Und wenn sie sich auch einen Jahrring der Zeit zulegen muß, so ist es doch kein Ring, der die Hülle ihrer Seele verdichtet, im Gegenteil, Jahr um Jahr liegt ihr Herz bloßer, und ihr Leben schaut mich immer offener und nähergerückter an.

Immer einfacher wird sie mit dem Alter und unverhüllter. Wie eine Frucht sich stetig aus Blättern und Hüllen ausschält, um sich zu schenken, so tritt sie Jahr um Jahr klarer vor mich hin, weniger unterschiedlich, als ginge ihr Alter nicht von mir weg, sondern käme auf mich zu.

So fällt heute das Laub von den Bäumen, und um den Kern ihrer Seele löst sich ein Ring von Kümmernissen und Alltagsnot, der ihr Herz dem Himmel verdeckte. Ich weiß, sie wird freier sein als voriges Jahr, noch klarer und unverborgener. Immer deutlicher leuchtet sie hervor aus Tand und Nebenwerk des Lebens und zeigt ihren Grund.

Ich fahre im Zug. Ein paar rostbraune Astern liegen neben mir auf der Bank. Ein Buch ist in der Mappe, Thomas von Aquin, der die Weisheit seiner Gedanken aus der Beruhigung des äußeren Lebens gewann wie sie. Neben dem Buch steckt eine kleine Bastelarbeit meines Töchterchens, festlich in buntes Papier gebunden, eine ebensogut verpackte, unbeholfene Zeichnung meines Sohnes und ein noch warmer Kuchen meiner Frau.

Meine Mutter liest gerne Bücher, von jeher. Aber wenn sie früher noch viele Nebensächlichkeiten um den Sinn einer Geschichte ertrug und deshalb von Zeit zu Zeit ohne Mühe auch einen großen Roman aufzunehmen ver-

stand, so zieht sie sich heute immer ausschließlicher auf jene Worte zurück, die etwas aussagen, ohne viel zu sprechen, die, gleich ihrer Seele, die Schlacken des äußeren Lebens abgestreift haben und nur noch dem Sinn dienen, dem Wesentlichen und Unvergänglichen.

Sokrates liest sie heute, deutsche Philosophen und Lavater. Und immer wieder Gedichte.

Gedichte sind ihr immer lieb gewesen. Aber auch unter ihnen sind ihr heute die klaren und unverhüllten am liebsten, jene, die den Sinn sagen und Letztes auszusprechen versuchen. Sie liebt den Gedanken mehr als die Farbe, die Frucht mehr als die Blüte. Sie ist ihr näher. Mit jedem Jahr. Je älter sie wird, desto mehr reift sie selber zur Frucht.

Ich weiß das alles. Ich bin deshalb langsam das Dorf hinaufgestiegen, um mir alles genau zu besehen: Die Häuser, an denen ich einst als Knabe vorbeigegangen bin, die feuchten Borde der ausgeräumten Gärten, den Hügel und dann die Krümmung des Weges, wo er sich waldwärts unserem Haus zuwendet.

Und es ist so seit vielen Jahren: Wenn meine Mutter Geburtstag hat, flammt das Laub der Buchen in seiner herbstlichen Blüte. Der Weg ist heller als im Sommer, und über unserem Garten hängt die Glut einer verschwenderischen Vergängnis.

«Ich habe eine schöne Zeit, um ein Jahr älter zu werden», sagte sie jeweils, wenn sie unter die Türe tritt, um mich einzulassen. «Hast du den Wald gesehen?»

Ja, ich habe ihn gesehen. Und ich werde keinen einzigen Herbstwald sehen können, nie und nirgends in der Welt, ohne an meine Mutter zu denken. Es wird auch später so sein. Ich weiß es.

Sie schien mir kleiner geworden, wie sie vor mir ins Haus trat. Sie mußte sich strecken wie ein Kind, um mir den Mantel abzunehmen. Dann trat sie in die Küche. Nicht in die Stube.

Wenn ich heimkomme, muß sie mir etwas kochen, auch wenn ich keinen Hunger verspüre. Sie denkt: Er war schon lange nicht mehr bei mir. Er hat Hunger.

Ich legte unterdessen im Wohnzimmer die Astern auf den Tisch, zog den Kuchen, das Buch, die Bastelarbeit und die kleine Zeichnung aus meiner Mappe und wartete. Alles war gleich wie früher. Die Bilder, die Uhr, die Möbel, die Stühle. Wenn wir Menschen nicht wären, nichts schiene uns älter geworden. Ich freute mich, bis sie eintreten würde.

Aber sie blickte kaum über ihre Geschenke, als sie das Essen brachte. Sie schämte sich eher, daß etwas ihr gehören sollte und nur ihr.

«Willst du lieber Tee oder Kaffee?» fragte sie.

«Tee», sagte ich.

Aber auch eine Tasse Kaffee wäre mir lieb gewesen. Doch ich besann mich nicht. Man darf sich bei meiner Mutter nicht besinnen, wenn man antwortet. Sonst glaubt sie, man freue sich nicht genug, und dann geht auch ihre Freude verloren. Sie lebt von der Freude der andern wie jede Mutter.

Als wir am Nachmittag zusammen durch die herbstlichen Wälder schritten, mußte ich ihr da und dort über hohe, knorrige Wurzeln helfen. Sie sträubte sich zuerst. Aber sie muß sich nun daran gewöhnen. Jetzt bin ich an der Reihe.

Sie kennt jeden Pfad im Wald, auch den verborgensten und schmalsten. Wenn sie es schwer hat, geht sie zu den Bäumen. Zwei Bänke zeigt sie mir, wo sie sich hinsetzt. Es sind die stillsten des ganzen Waldes, die eine in seiner Mitte, umschlossen von hohen Stämmen, die andere am Waldrand, wo man von einem kleinen Hügel über Land blickt.

Hier setzt sie sich nieder, wenn sie es schwer hat und denkt ihre Sorgen aus. Allein mit sich, damit sonst niemand zu tragen habe.

Als wir unsere Schritte heimwärts wendeten, staunte ich, wie leicht ihre Füße über das Laub gingen. Viel leichter als im Hause. Auch wenn sie das Dorf hinaufsteigt, muß sie jedesmal in der Mitte des Hügels anhalten und ausruhen. Hier nicht.

Sie ahnt wohl kaum, wie lieb ich sie habe, wenn sie unter den Bäumen so unbeschwert geht. Auch ich fühle mich leichter bei den Bäumen als bei den Menschen.

Bevor ich fort mußte, hatte sie noch viel zu tun.

So ist es immer.

«Du kannst doch sicher noch etwas mitnehmen?»

Soll ich antworten? Nein, ich habe es verlernt mit den Jahren. Sie kann nicht anders, und wenn ich dann einpacke, reicht meine Mappe bei weitem nicht aus, um alles aufzunehmen, was sie mir mitgeben will.

«Ich schnüre dir noch ein Paket.»

Auch jetzt werden ihre Füße nicht müde. Wenn sie für andere gehen, spüren sie kein Alter. Sie eilt und kommt, steigt treppauf und -ab, bis ich endlich gerüstet und reich beschenkt zum Abschied bereit bin.

«Behüt dich Gott», sagt sie und begleitet mich noch bis zum Gartentor und die kurze Strecke des Weges bis zur offenen Straße, wo die vielen Häuser beginnen. Dann kehrt sie zurück, dreht sich noch einmal nach mir um und winkt – und geht dann, klein und gebückt, ein wenig müde und verloren, den Wäldern zu, die ihren Garten umstehen wie große Freunde und meine Mutter kennen wie niemand sonst.

Wo sieht man die jungen Knospen des Frühlings
Reiner und heller
Als vor der eigenen Seele Nacht?
Die grünseidenen Falter;
Den Grüften des Herzens entflohen,
Zum milden Himmel erlöst,
Wo weich sie die Luft dem Griffe des Holzes entwindet
Und anhaucht und öffnet,
Bis breit wird der blättrige Tag.
Die Schwere der Stämme versinkt unter grünen Gewölben,
Das Licht ist erfüllt, erhoben die zeitlose Zeit —
Im Stamm aber ringt sich das Jahr.

Nach mir wird alles wieder sein

Ich weiß, nach mir wird alles wieder sein,
Das Haus, der Berg, der Tisch, an dem ich schrieb,
Der Weg zum Wald, der Baum, der Blüten trieb,
Und keine Stunde sinkt um meinetwillen ein.

Der Baum wird Früchte tragen so wie jetzt,
Die Birnen hängen schwer im grünen Laub,
Und Vögel fliegen, jungem Wind zum Raub,
Und nicht ein Flügel ist von mir verletzt.

Kaum hält der Kinder leiser Atem an,
In ihrem Mund schon löscht die Frage aus,
Die Schritte gehen weiter vor dem Haus,
Die Sonne fährt am Himmelszelt voran.

Kein Licht erlischt, kein Zeiger ist verstellt,
In dunkle Erde sinkt ein Totenschrein —
Ich weiß, nach mir wird alles wieder sein,
Und ohne mich ist es dieselbe Welt.

Ernst Kappeler

Gottfried Keller und die Natur

Als der junge Wissenschaftler Reinhart im Novellenzyklus des «Sinn-
gedichtes» mit den gezähmten Sonnenstrahlen experimentierte, stellte er
etwas Ungutes an sich fest: Die Augen hatten gelitten, waren durch das
Mikroskopieren und den ständigen Aufenthalt im verdunkelten Zimmer
schwach geworden. Von dieser Erfahrung betroffen, suchte Reinhart Zu-
flucht bei einem Dichter, dem klaren, gescheiterten Lessing. Jedermann er-
innert sich an den Zweizeiler Logaus, den Reinhart aufschlägt, weil er auch
Lessing als dem Mitherausgeber zu Buche steht:

«Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?

Küss' eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen.»

So meisterlich Gottfried Keller in der Eingangsschilderung des «Sinn-
gedichtes» die künftige Handlung auffächert, es steckt noch ein tieferer
Gedanke darin, der sich durch das ganze Werk zieht. Des Menschen Glück
und Zufriedenheit liegen gewiß in einem gesunden sittlichen Verhältnis zu
den Menschen begründet, ebenso sehr aber im Offensein für die Natur.
Deshalb wird Reinhart aus seinem physikalischen Versuchsfeld zur leben-
digen Erfahrung geführt. Lucie, seine Partnerin, war ihm hierin anfangs
überlegen. Aber auch sie muß sich aus einiger Verkrampftheit, aus Vor-
urteilen lösen, sogar die Furcht vor einer Ringelnatter verlieren, um in
einem ungetrübten Verhältnis zur Welt Reinharts Licht, seine «Lux», zu
werden.

Gottfried Keller war ein Augenmensch und fühlte sich deswegen lange
zur Malerei hingezogen. Dies bedeutete Beschränkung und Fülle zugleich.
Er horchte weniger auf Geräusche und Stimmen als die Romantiker. Aber
mit wunderbarer Objektivität, dem heilsamen Widerspruch einer sachlichen
Liebe, gewährte der Dichter einer bunten Welt, diesem «Wundervogel»,
Einlaß durch seine «kleinen Fensterlein». Bei ihm gibt es nichts Unwertes
im Reiche der Natur. In ihr ruht und lebt die Schönheit. Keller erblickte
sie im Einzelwesen: einer Hyazinthe oder Eidechse, einem Blütenbaum.
Was bedeutet die Ballade des «Taugenichts» anderes als eine Wertordnung,
die das Unschuldig-Schöne an erste Stelle setzt! Natur mag an sich nicht
sittlich sein; aber sie weist auf ein Reich der Schuldlosigkeit hin, wo auch
der Dichter einst «ohne Tugend, ohne Sünde» geweltet hatte. Später nahm er
sich die Binde von den Augen, blickte dem Wirklichen und auch der Pflicht
entgegen. In gar keinem Falle gab er die Natur bei seiner Ausfahrt ins
Leben preis. Sie war ihm nicht Ersatz, sondern vollgültiger Wert. Deshalb
die Fähigkeit des Dichters, andere Lebensgebiete völlig mit ihr zu durch-
dringen, gleichsam zu übergrünen, und nie ihrem Übermaß oder Rausch
oder gar einem sentimentalischen Anfühlen zu erliegen. Keller fügt die Natur

in ein Reich der Ordnung; nichtsdestoweniger kannte er ihre gewaltigen Mächte. Beides, das still zu Herzen Dringende und das Gewaltige, ist schon dem jungen Gottfried aufgegangen. Er entwarf den Zyklus der «Feueridylle», großartiges und gleichzeitig ruhevolleres Bild von dem Walten der Elementarkräfte. In das funkenübersprühte Gemälde wob er Bilder des Vergehens hinein, als innigstes wohl jenen Flammentod des blühenden Apfelbaumes. Später nahm Gottfried Keller Abschied von einer literarischen Romantik, und dies bedeutete für ihn vor allem: von einem unverpflichteten, nur gefühlhaften Erleben. Bei dieser Selbstzucht als künstlerischer Aufgabe rückte dem Dichter die Natur nicht etwa aus dem Umkreis seiner langsam reifenden Werke. Gedichte, die er in Heidelberg oder Berlin während seiner Studienjahre schrieb, halten an dem Bündnis mit der grünen Welt fest. Er wahrte ihr die Treue, wenn er die Ufer des Rheins pries, wenn er die Weihnachtstännchen auf dem Berliner Markt sah. Der reife Dichter schrieb jenen großartigen Gedichtentwurf «Nacht auf dem Uto»; zu den Spätgeschichten gehören das bekannte «Abendlied» und das Sterben des Mückleins in der «Kleinen Passion». Übrigens war der Rosenzüchter und Katzenfreund Keller ebenso wirklich wie der Gast der Zürcher Weinstuben. Keller war in bezug auf den Wein verwöhnter Genießer einer Naturgabe, die die richtige Goldfarbe aufweisen mußte. Schwefelwein, gekünstelter Wein war ihm ein Greuel; er setzte ihn mit dem dazu gehörigen Kopfweh den schlechten Dichtern in den «Mißbrauchten Liebesbriefen» vor.

Kellers Beziehung zur Natur müßte, gesamthaft dargelegt, ein ganzes Buch füllen. Hier kann es sich nur darum handeln, Weniges herauszugreifen und auf das ganze Werk hinzuweisen. Kellers politische Lyrik wird vielleicht langsam veralten, niemals jedoch seine Naturpoesie! Die Natur war ihm Freundin, Trösterin, Quelle des Erlebnisses und der Künstlerschaft, Vorbild, gerade in ihren Kleinformen. Seine Werke bewahren und steigern dieses Ganzheitliche der Natur, wollen den Leser zu ihr zurückführen, ihn heilen. Diese Allgegenwart, mit ein Geschenk glücklicher Glattfelder Ferienaufenthalte des Jünglings, begründet mit sein Denken. Wie bei Goethe löste es sich nicht aus den Gegenständen, suchte sie aber zu durchdringen, zu erhelten. Gottfried Keller, der glänzende Stilist mit seinem überragenden Intellekt, blieb anschaulich und verharnte der Natur gegenüber in Ehrfurcht und einer Demut, die den trotzigsten Freiheitskämpfer erst liebenswert macht. Aber er wußte in diesem Reich zu sondern, als Künstler zu wählen. Kungolt in der Novelle «Dietegen», vom Galgen errettet und von dem Jugendgefährten als Braut heimgeführt, trägt auf diesem ernstesten Gang durch den Wald eine Krone von Stechpalmen auf dem Haupte. Die salbungsvolle, überspannte und egoistische Züs Bünzlin im Meisterwerk der «Drei gerechten Kammacher» entrichtet mit dem Kauen durrer Pflaumen einen erheiternden Tribut an die Natur und ihre Bedürfnisse. Die feine Jole aus der Legende «Der schlimm-heilige Vitalis» umgibt sich mit einer aparten Trias, um den

geliebten, irregeleiteten Mönch sicher und sittsam in den Hafen der Ehe zu führen: Zu dem Teppich und der Lampe gehört der Rosenstock als Zeichen des Lebens und der Liebe. Kellers Zyklus der «Siebenundzwanzig Liebesgedichte» gilt ebenso sehr den hoffnungslos Geliebten wie der Natur. Kellers mannigfache Liebeswirren drückten ihn nicht völlig nieder, weil die Pracht der Welt, in die er die Geschöpfe seiner Liebe und Sehnsucht hineinversetzte, unverletzlich blieb. Sogar Gott erschien ihm in gegenständlicher und naturhafter Majestät mit einem Strauß junger Linden an seiner Brust.

Keller ist ein Dichter der Tages- und Jahreszeiten. Nicht deswegen, weil er ihnen in seinen drei Gedichtpublikationen eigene Abteilungen widmete. Solche Themen, oft genug Pflichtfach angehender Lyriker, waren ihm Erscheinungen und Ereignisse ersten Ranges, die er aus klarer Beobachtung und mit dem ganzen Feuer seiner Einbildungskraft gestaltete. Freilich hat Keller den Morgen besonders geliebt. In dem berühmten Gedicht «Sommernacht» war es ihm darum zu tun, den «Graus» zu Füßen der Getreidehalme zu erhellen und mit Blumen zu bekränzen. Die Nacht erschien ihm gerne in Gestalt des reinigenden Gewitters, dem es standzuhalten galt. Nie versäumt Keller die Bewegung der Wolken und Winde, die ihm immer auch Wandel der Form bedeutete. Zu den heimatlichen Landschaften in und um Zürich, der Via mala oder dem Vierwaldstättersee fügten sich die Rheinbilder, Herbstlieder von wunderbarer Allgemeingültigkeit, die Gedichte vom Gefesseltsein der Natur im Wintereis. Sogar dort, wo Keller sich einer strengen Gedichtform unterwirft — dem Sonett und der Ghasele — leuchten die Naturgebilde aus dem leichten Gerüst. Keller war stilistisch sogenannter «Realist», viel mehr aber geistig, und zwar aus dem Gefühl der Verpflichtung einer Welt gegenüber, die ihm so viel schenkte. Man hat das absonderliche Thema des Zyklus «Lebendig begraben», das Keller auf Anregung hin bearbeitete, getadelt. Aber nirgends so wie hier funkeln innigste Erinnerungen und Seligkeiten auf, wie der Gedanke an die Eidechse, die sich einst als lebendes Geschmeide um seinen Hals schlang. «Dies war der einzige und schönste Schmuck, den ich in meinem Leben je getragen», sagt der Todgeweihte. So darf er in seinem Holzarge zur letzten Freiheit finden, während tauender Märzschnee zu ihm hineindringt und die Grenzen sprengt, die seine Seele umfassen hielten.

Im Blick auf die Welt und ihre Geschöpfe übte Gottfried Keller eine schöne Gerechtigkeit. Doch hatte schon der «grüne Heinrich» die Bäume und den Wald ganz besonders in sein Herz geschlossen, und es ist nicht zu viel erhofft, wenn wir vermuten, jeder Leser seiner Werke müsse ein Freund der Wälder werden. Der junge Bettler im gleichnamigen Gedicht spricht die Birke als «süße Schwester» an, ihr grünes Seidenkleid bewundernd. Wie singt der lebendig Begrabene über den «Zerschnitteten Tannenbaum» seines Sarges?

«Am besten wärs, du stündest hoch und frei,
Im Tannenwald, das Haupt voll Vogelsang,
Ich aber schlenderte an dir vorbei,
Wohin ich wollt', den grünen Berg entlang!»

Den jungen David erschaut der Dichter in einem dichten Hain von Ölbäumen und wuchernden Rosen. Rosen umranken die «Siebenundzwanzig Liebeslieder». Üppig sprießen die Gewächse: gipfelkränzende Föhren, jugendgrüne Eichensaaten — dies im elften, von Armut und Liebe seligen Gedicht dieses duftenden Kranzes. Bekannt sind seine beiden Waldlieder, denen ein Preis des weichen Buchenschlages vorangeht. Weniger bekannt, nach dem bezaubernden Marmeltieridyll des «Apothekers von Chamouny», die grauen Flechten und knorrigen Äste der Arve auf dem «hohen, schwarzen Felsenturme», wo Laura ihr Ende findet.

In der Novelle «Das verlorene Lachen» schimmert die alte Seldwyler Fröhlichkeit nur noch leise durch. Tagesfragen überschatten die jüngere Generation. Einzig Justines Großeltern, die bäuerlichen Ehgaumer auf dem Berge oben, bewahren ihre Unabhängigkeit. Jukundus, der mit Justine einst frohgemut die Ehe geschlossen, erweist sich als wenig geschäftstüchtig. Auch ein maßloser Holzschlag, der selbst den König der Bäume nicht schont, bringt ihm kein Glück. Ein guter Zufall führt endlich die Versöhnung der Eheleute herbei. Im Freien wollen sie mit sich selber fertig werden. Dieser Gang in die Natur spielt in Kellers Dichtung eine wichtige Rolle. Umschlossen von dem grünen Gewölbe, einer mächtigen, gesunden Lebensflut, finden sich Wilhelm und Gritli in den «Mißbrauchten Liebesbriefen», erntet Reinhart im «Sinngedicht» den Kuß der lachend-errötenden Lucie. Jukundus und Justine nun wandern im Hochwald, dort wo die Waldzerstörung nicht hinreichte. Plötzlich sehen sie sich auf einer kleinen Lichtung von einer Baumschule umgeben, schön geordnet bis zu den schlanken Stämmen eines Jungwaldes, eines bäuerlichen Genossenschaftswaldes, wie der Dichter bemerkt, der sicher das Schicksal der Wälder in seiner Heimat mit Teilnahme verfolgte. Wie hier die jungen Stämme vereint zum Lichte dringen und den Unbilden widerstehen, so möchte Keller, daß auch sein Volk, von Eigensucht frei, sich als ein Ganzes bewahre und heranwachse.

Was wäre aber der Wald ohne die spielenden Lichter, ohne den Glanz der Kronen, ohne das Silbergewand der Nacht! Keller hat sein ganzes Dichten dem Lichte zugewendet; er suchte es im Dämmer und Regen, freute sich in der Nacht auf die Sonne, die «allerliebste Königin». Noch auf seinem letzten Lager blickte er in den Abendglanz, von dem er am schmerzlichsten schied. Obwohl er die Konturen lichterfüllter Landschaften, das Engadin oder Wallis, den Süden, nie erschaute, bildet seine Dichtung einen strahlendklaren, durch seine Schatten nur erhöhten Kranz des Lebens.

Reinhold Kaiser - Hammer

Ich wohne im Wald

Ich wohne im Wald, ich erlebe den Wald. Ich verehere Bäume, ich liebe sie, sie sprechen zu mir, erzählen mir geheimnisvolle Dinge, so wie die Quelle, der Wildbach, der Fluß, das Meer und der Mensch selbst. Alles in der Natur hat seine eigene Sprache.

Es gibt noch ein kleines Stückchen Urwald bei mir in Maienfeld. Sein König ist eine Eiche, die wohl ein halbes Jahrtausend alt sein dürfte. Diese Eiche hat wohl jahrhundertlang gegen all die Buchen gekämpft. Ihre Wurzeln, die Erde und Felsen in der Tiefe umklammern, haben auf Tod und Leben unterirdisch gegen alles gekämpft, was sich in dem Bereich ihres Schattens seinen Standort nehmen wollte. Soweit ihr Schatten reicht, regiert diese Eiche.

Die Buchen mit ihrem mächtigen Geäste, die sich nach dem Licht recken, stehen in respektvollem Abstand von diesem Urgebilde. Das alles hat sich während vieler Jahrhunderte abgespielt und beweist nur den unerforschbaren Willen zum Dasein, das sich nach den kosmischen Gesetzen richtet.

Macht und Schönheit strahlen diese großen Bäume aus. Ich verehere sie. Auch die Bäume denken auf ihre Art und Weise, genau wie der Mensch, nur ist es eben so, daß das, was der Mensch in einer Minute denkt, ein Baumriese sich alles in Jahrhunderten überlegt. Schon der Tod eines solchen Baumes kann Jahrhunderte dauern. Allerdings heute stirbt es sich schnell, denn die Notwendigkeit der «Moderne» kennt kein Anhalten. Der Mensch hat alles in seinen Machtbereich einbezogen und bestimmt über Leben und Tod von Bäumen mit einer Motorsäge in der Faust.

Deshalb soll man überall, wo es möglich ist, junge Bäume pflanzen. Ich erinnere mich an eine kleine Episode von Marechall Lyauthey, dem Schöpfer des heutigen Marokko. Als er damals die Pläne für den Hafen von Casablanca begutachtete, befahl er seinen Architekten:

«Hier vom Hafen aus bis in die neue Stadt müssen sofort eine kilometerlange Reihe von Phönix-Palmen gepflanzt werden!»

«Aber, Herr Marechall, es dauert viele Jahre, bis eine Phönix-Palme wächst, Sie werden es nie erleben!»

«Eben deshalb, mein guter Freund, müssen sie sofort gepflanzt werden!»

Städtebau, Industrie und Naturschönheiten Seite an Seite sind möglich. Aber wann werden die Menschen der Schönheit den Vorzug geben?

John Knittel

Ma forêt

C'est une vraie gageure, pour un rédacteur de *La Forêt* de demander à un scientifique un article littéraire sur la forêt. D'abord, le terme de forêt a une acception trop vaste pour pouvoir y concentrer quelques idées précises. Aussi préférerai-je les rassembler sur une forêt bien déterminée, celle du *Parc jurassien de la Combe-Grède*, par exemple, tout simplement parce que c'est celle qui m'est la plus familière.

Si je n'avais pas à m'adresser à des forestiers de tous grades, ma tâche serait aisée, car alors je dirais: l'orogénie donne la forme primaire au recouvrement forestier qui épouse tous les accidents du sol, comme une pelisse moëlleuse jetée sur la montagne.

Je dirais encore que la géologie donne au *Parc* que nous allons parcourir ensemble un caractère particulièrement sauvage, parce que les couches sédimentaires ont été mises à nu par un petit ruisseau de montagne, un ruz, comme on dit dans le Jura. Il a scié les couches du malm, de sorte que les cinq strates apparaissent comme les pages d'un livre ouvert au chapitre de la formation du jurassique supérieur. Mais, les forestiers sont gens trop câlés pour que je me permette de leur présenter ces phénomènes. Et même, dans la partie qui surmonte la Combe-Grède, du Pré-aux-Augés au Petit Chasseral, ils reconnaîtront bien avant moi que l'anticlinal de Chasseral réunissait autrefois le versant sud de ce grand plissement, au versant nord du Hubel; que l'érosion s'est exercée jusqu'au dogger et que le Petit Chasseral, s'élevant entre l'arête actuelle de Chasseral et l'arête du Hubel n'est que le noyau de l'anticlinal primitif, qui culminait en-dessus de 2500 m; que les murs en pierres sèches, limitant les pâturages dans cette partie du *Parc*, sont constitués de plaques minces de la dalle nacrée, strate fissile par excellence.

J'ai dit «pâturages». En effet, nous venons de dépasser la limite supérieure des bois. Aussi, pour parler de «ma forêt» faut-il vite redescendre à l'entrée du *Parc*, située au sud de Villeret, à 800 m d'altitude.

Si les lecteurs de cette revue n'étaient pas principalement des ingénieurs forestiers, je dirais qu'à cette altitude et à cette exposition, la forêt typique du Jura est la hêtraie à sapin. C'est donc ce que nous avons sous les yeux. On y aperçoit quelques érables sycomores, quelques épicéas et quelques frênes. Les arbrisseaux caractéristiques de cette association silvatique sont présents: *Sorbus aucuparia*, *Lonicera xylosteum*, *Sorbus Aria*, *Corylus avellana*, auxquels s'associe évidemment la revenue des espèces silvestres. La strate herbacée est composée de *Prenanthes purpurea*, *Cardamine heptaphylla*, *Epipactis atrorubens*, *Neottia Nidus-avis*, *Elymus europaeus*, *Stellaria nemorum*, pour ne citer que les espèces caractéristiques de la hêtraie à sapin. Toutefois, on ne peut ne pas voir la belle floraison de barbes de bouc qui embaume le sous-bois.

Tout en musant, on est arrivé au défilé traversant un anticlinal secondaire au pied nord de Chasseral. Sur les escarpements rocheux, seul l'épicéa se développe. A la sortie amont de la gorge, les strates debout sont séparées par des coulisses au pierrier mobile, vierge de toute végétation et que le regard peut suivre jusque tout là-haut où les pins de montagne, se profilant dans le ciel, parent d'une couronne les falaises sommitales.

Puis, c'est le vaste cirque, entre les deux gorges, où végète une opulente forêt sur la marne argovienne. Cette forêt fut acquise au début du siècle passé par les maîtres forgerons d'Undervelier, lorsque leurs foyers dévorants eurent consumé toute les forêts des gorges de la Sorne et du Pichoux. Exploitée en coupes rases, la forêt de cette cuvette argovienne connut le même sort tragique, au point que la dénudation permit même la construction et l'exploitation d'une ferme. Elle fut abandonnée après un demi-siècle et la forêt reprit ses droits. Le vaste cirque se revêtit bientôt d'une hêtraie à sapin naturelle et sur la pente la moins ensoleillée et la plus rapide, d'une pessière qui prospéra d'autant plus harmonieusement qu'elle avait la faveur des forestiers. Ce qui fait que cette forêt est la plus belle de toute cette région.

Lorsque les chemins de fer amenèrent dans le Jura du minerais et du coke à bon compte, toute l'industrie sidérurgique créée sous les princes-évêques s'écroula. Les von Roll de Gerlafingen rachetèrent les débris épars de cette industrie jurassienne et c'est ainsi qu'ils sont devenus propriétaires de cette partie de la Combe-Grède.

Au-delà de la forêt commence la vraie ascension. Taillé dans le roc, le sentier suit le mouvement des falaises qui d'un seul jet s'élèvent de 1000 à 1360 m. La forêt perd son substrat. Des épicéas rabougris et des pins de montagne s'agrippent aux rochers et c'est miracle qu'ils puissent subsister dans des conditions édaphiques aussi précaires. En dessus des Cornes, l'épicéa recouvre des éboulis très inclinés et l'érable de montagne colonise les pierriers à gros blocs au pied des falaises, entourant le Pré-aux-Augés. C'est l'endroit où, ces dernières années, les lâchers de chamois ont eu lieu.

Vers le sud, la plaine du Pré-aux-Augés est fermée par la forêt de Saint-Jean, la seule du Haut-Jura qui soit réserve totale et sous le contrôle de la section forestière du Poly. Cette forêt, située entre 1300 et 1400 m d'altitude, donc dans la zone de la hêtraie à érable, est une pessière à caractère subalpin, selon la définition de *Favarger*. Au haut de la pente raide, la pessière prend brusquement fin, car, sur le replat qui fait suite vers le sud, se situe la ferme de Saint-Jean-Derrière, entourée des grands pâturages pseudoalpins qui, subitement relevés, gagnent l'arête sommitale de Chasseral. A cet endroit, la limite supérieure de la forêt est anthropogène; preuve en soit la forêt du Hubel, un peu plus à l'est, qui atteint 1517 m d'altitude.

Sous l'arête séquanienne de Chasseral, directement à l'est de la station de relais des PTT, le versant septentrional est le siège de vastes essais de reforestation.

Voilà ce qu'à peu près j'aurais dit à des non-forestiers sur les forêts de la Combe-Grède. Or, comme je dois tout de même destiner quelques lignes aux forestiers, je vais les engager non pas à me suivre en groupe, mais à aller seul, à travers «ma forêt». Oui seul, afin de laisser s'affiner sa propre sensibilité et d'étendre largement ses antennes pour enregistrer toutes les impressions qu'émettent les êtres et les choses au sein de la nature primitive :

En pénétrant sous les voûtes de la cathédrale que constituent les grandes branches des hautes futaies, il ne faut pas chercher un sanctuaire, car il est partout. Il faut humer l'humus brut avec ses odeurs de champignons, respirer l'air chargé de l'âcre parfum des résineux. Il faut entendre, froissant la fane, la fuite d'un mulot apeuré. Il faut écouter le ti-ti-fleu de la mésange, le pépiement du pit-pit, l'éclat de flûte du loriot, le chant triomphant de la grive. Il faut reconnaître le cro-cro du couple de grands corbeaux croisant très haut dans les airs pour annoncer au peuple libre de la combe qu'un étranger a pénétré dans son fief et l'exorte à la vigilance. Il faut rechercher le circonflexe rouge que trace le tichodrome sur une face de rocher. Il faut apercevoir le rapace qui, planant haut dans le ciel, observe d'un œil perçant toutes les manifestations de vie dans son domaine. Il faut tréssaillir à l'ouïe du chuintement de la vigie qui alerte la harde de chamois à l'approche de l'animal le plus perniciosus de la création. Il faut saisir l'éclair que lance le panache du renard passant dans un rayon de soleil. Il faut suivre l'invite du sentier qui mène sur la vire vertigineuse et qui, parfois place soudain devant l'abîme et quelquefois en face de... soi même !

Puissions-nous alors nous reconnaître !

Mais il faut encore essayer de saisir le sens des confidences des zéphirs dans la ramure. Il faut tâcher de comprendre le langage du vent conversant d'une Corne à l'autre. Il faut se recueillir pour écouter la voix formidable de l'orage qui passe sur ce grand vide et résonne dans la gorge profonde. Il faut se blottir pour laisser place à l'ouragan qui soudain s'abat sur la combe. Il mobilise toutes les forces de la nature, délite les roches, brise les arbres, les emporte comme fétus de paille et les précipite contre les digues et les remblais du chemin avec une puissance et une rage indicibles.

Puis, il faut gagner la crête sommitale d'où l'on domine le plus vaste horizon. Alors, on peut jouir de l'accalmie, regarder la nuit monter de la vallée et envahir progressivement la montagne en répandant son silence et sa paix.

L'ambiance est alors créée pour un recueillement fructueux. De l'infiniment petit, caché sous une graminée, à l'infiniment grand des masses sidérales, tout parle de la magnificence de la création. Ces dimensions extrêmes donnent la mesure de l'âme humaine, capable du pire et du meilleur. Dans cette contemplation, l'être pensant vibre à l'unisson de l'univers, sentant instinctivement qu'il est partie intégrante de l'immensité.

Charles Krahenbuhl





Vom Kampf und Streit — im Walde

An der Wolga stehen sich seit Jahrtausenden zwei Heere wie Feinde gegenüber, nur durch den Strom getrennt. Der Leser vermutet nun wohl eine Anspielung auf den uralten Krieg zwischen Germanen und Slawen oder den jüngsten zwischen Deutschen und Russen oder auf den Kalten Kampf zwischen Westen und Osten? Hier denken wir aber an das Heer der Eichen auf dem westlichen und jenes der Rottannen auf dem östlichen Ufer. Bisweilen gelingt es einzelnen der letzteren, auf dem jenseitigen Ufer Fuß zu fassen, sozusagen überzulaufen und in die Eichenwälder einzudringen. Es handelt sich um einen wörtlich zu verstehenden Satz aus einem forstlichen Buch des russischen Forschers Chitrowo aus dem Jahre 1909. Auch Nansen hat beobachtet, wie sibirische Ströme oft große Baumgeschlechter trennen. Eine ähnliche Erscheinung liegt uns in ihrer Ursache zeitlich zwar fern, räumlich aber näher: der einstige römische Schutzwall, der Limes, trennt im Main-Neckar-Donau-Raum deutlich Laubholzgebiete von Nadelhölzern. Nach strategischen Rücksichten hätte der Limes einen andern Verlauf nehmen müssen; es drängt sich daher, wie Gradmann und Richard Hilf nachwiesen, der Schluß auf, daß die Römer ihren Grenzwall offenbar gerade so weit gegen Germanien vortrieben, wie der nährstoffreiche Laubholzboden reichte, indem sie den minderwertigen Nadelholzboden den Gegnern überließen. Uns drängt sich dabei allerdings der Gedanke auf, daß gerade hierin auch ein Anstoß für das Schieben und Geschobenwerden der Völkerwanderungen gegeben wurde, die klimatisch günstigere Länder suchten, mit Weinreben und herrlichen Früchten. Im Norden wichen germanische Stämme vor den Slawen nur bis an die Grenze des fruchtbaren Laubholzgebietes; der unter Karl dem Großen errichtete Wall gegen die Sorben bildet auf fast 500 Kilometer Länge die Westgrenze des natürlichen Verbreitungsgebietes der Kiefer (Föhre, Dähle). In den erwähnten Fällen zeigt sich eine Wirkung der oft unvereinbar verschiedenen Ansprüche der Holzartengeschlechter. Nur sinnbildlich ist Conrad Ferdinand Meyers Gedicht «Schlacht der Bäume» aufzufassen; er läßt darin am Sarazenturm, wo einst oft deutsches und welsches Blut geflossen war, die Arve für den Norden, die Rebe für den Süden den Streit fortsetzen: «Ohne Schild- und Schwertgeklirre, ohne der Drommete Schmettertern kämpfen in der Felsenirre hier die Nadeln mit den Blättern.»

Forstleute wissen ja, daß es wirklich auch zwischen den Holzarten und andern Pflanzen Kämpfe gibt, die erbarmungslos geführt werden und oft mit der völligen Unterdrückung der einen Art enden. Bereits Platon schrieb den Pflanzen Begierden (epithymias) zu, die Schopenhauers Anschauung vom Willen in der Natur entsprechen. Plinius meinte, es sei offensichtlich, daß

nicht jede Art überall wachse und daß manche, die versetzt werde, nicht gedeihe; dies rühre bald von dem Widerwillen, bald von dem Eigensinn, oft auch von der Zartheit der Bäume her, oft auch vom widerstrebenden Klima oder Boden. Er spricht ausdrücklich von Eintracht und Zwietracht in der Pflanzenwelt und glaubt zum Beispiel, daß Eiche und Ölbaum einander so sehr hassen, daß beim Versetzen des einen Baumes dorthin, wo der andere gestanden hat, er sogleich zugrundegehe; ebenso sterbe die Eiche neben einem Nußbaum ab. (Deshalb wurde geglaubt, der botanische Name des Nußbaums, Juglans, bedeute «qui jugulet glandes», der die Eicheln erwürgt.) Noch vor Plinius hatte Varro nachbarrechtliche Bestimmungen im alten Rom überliefert, wonach zum Beispiel neben einem Eichenwald kein Ölbaumhain gepflanzt werden durfte, weil beide Holzarten sich so «feindlich» seien, daß sie sich voneinander geradezu abwendeten, auch beisammen fast keine Früchte trügen.

Von den sich bekämpfenden Kräutern hieß es schon im frühen Mittelalter: «Du bist kurz und ich bin langer, also streiten auf dem Anger Blumen sich und Klee.» Und eine schöne Stelle vom «enwiderstrît» lichter Blumen und grünen Grases findet sich im Tristan-Epos des Gottfried von Straßburg. Wissenschaftlich beobachtet hat den Kampf der Genfer Botaniker A. P. de Candolle, der 1820 schrieb: «Alle Pflanzen eines Landes, alle auf jedem Standort, sind in beständigem Kriegszustand untereinander.» Um Weltanschauungen wird ja dieser Krieg freilich nicht geführt; die Natur verschmäht Phrasen, lacht über das Wort «friedliebend» und tarnt ihre Ziele nicht. Es handelt sich nicht um Staatsformen, sondern einfach um Raum, Licht, Wasser, Nahrung. Deutlich sagt es auch Oswald Spengler in seinem zwischen den beiden Weltkriegen vielgenannten Werk «Untergang des Abendlandes». Er schildert, wie das «Eigentum» schon bei der Pflanze beginne, die ihren Besitz, den Boden, in dem sie wurzelt, mit Verzweiflung ihr ganzes Leben hindurch verteidige, gegen fremde Keime, gegen übermächtige Nachbarn, gegen die ganze Natur. Wie sie ihr Grundeigentum, so verteidige ein Vogel das Nest, in dem er brütet. «Wer mitten in einem Walde fühlt, wie der schweigende Kampf um den Boden rings um ihn her vor sich geht, Tag und Nacht, ohne Gnade, den erfaßt ein Grausen vor der Tiefe dieses Triebes, der mit dem Leben beinahe eins ist. Hier gibt es jahrelanges, zähes, erbittertes Ringen, aussichtslosen Widerstand des Schwachen gegen den Mächtigen, der so lange dauert, bis auch der Sieger gebrochen ist. Tragödien, wie sie sich nur im ursprünglichsten Menschentum wiederholen, wenn ein altes Bauerngeschlecht von der Scholle, aus dem Nest getrieben, oder eine Familie von adeligem Stamm durch das Geld in des Wortes eigentlichster Bedeutung entwurzelt wird.»

Nichts liegt uns ferner, als dem Leser den Wald verleiden zu wollen. Im Gegenteil! Wir möchten nur zu eigenen Beobachtungen anregen. Forstleuten sagen wir nichts Neues; wir deuten nur einiges auch vom geistes-

geschichtlichen Standpunkt aus an, statt vom gewohnten naturwissenschaftlichen. Wir erkennen den Wald — wie uns selbst — als Glied der lebendigen Natur. In ihrem Reich herrscht Notwendigkeit, keine Freiheit; Mitleid und Gnade sind ihm fremd. Wenn wir nochmals Philosophen erwähnen dürfen, so hat Schopenhauer, der meist nur als Pessimist Gescholtene, das Mitleid als höchste, eben über den Zwang der Notwendigkeit erhabene Tugend gepriesen — wie im Drama («Ring», «Parsifal») sein Mitkämpfer Richard Wagner. Von diesem hat sich nach langwährender Begeisterung Nietzsche abgewandt, dessen unbarmherzigen Rat: Was fällt, soll man noch stoßen, wir freilich forstlich wohl beherzigen und sogar mit Schädelins «Erziehungsdurchforstung» vergleichen können. Wirkungen sind bedingt durch Ursachen. Jahrhundertlang kann sich Gutes und Böses in den Keimen vererben. Es war ja gerade eine hervorragende Aufgabe unserer schweizerischen forstlichen Versuchsanstalt, zu beweisen, wie unendlich wichtig es ist, nur Samen gesunder und in kräftigem Wachstum bewährter Mutterbäume zu verwenden. Goldmillionen wurden vergeudet, wenn früher zur Aufforstung zerstörter Gebirgswälder fremde, aus Tieflagen stammende Pflanzen gebraucht wurden. Hunderttausende von Sämlingen erlagen ungewohntem Klima; sie konnten sich nicht an die in Hochlagen für sie allzu kurze Vegetationszeit zwischen letztem und erstem Schnee gewöhnen, belaubten sich zu früh, entlaubten sich zu spät.

Oft liegen Ursachen tief verborgen. Leicht zu beobachten vermag man sogar mitten im Winter, wenn die Laubbäume zwar kahl dastehen, aber um so deutlicher ihre Architektonik zeigen, die gewaltige Bedeutung von Licht und Schatten im Lebenskampf; an jedem Waldrand kann man sehen, wie sich die Krone bestimmter Arten nach dem freien und lichten Raum hin entwickelt und wie sogar stärkste Äste sich allmählich der Sonne entgegen krümmten. Dieser «Heliotropismus», das heißt, eben die Wendung nach Helios, dem Sonnengott, erfolgt mit unwiderstehlicher Kraft. Er war schon im Altertum bekannt. In seinen «Metamorphosen» hat der römische Dichter Ovid auch die Verwandlung der sehnsüchtig nach dem unerreichbar am Himmel wandelnden Helios schauenden Jungfrau erzählt: Sie wird zur Sonnenblume, die ihren Blick stets dem Gestirn zuwendet. Weshalb wird vielenorts Eichenwald durch Buchen, Lärchenwald durch Rottannen verdrängt? Eichen und Lärchen sind lichthungrig, Buchen und Tannen aber vermögen den Schatten zu ertragen. So stolz und mächtig die Lichtholzart Eiche erscheint, ist sie doch physiologisch im Nachteil gegenüber der schattenliebenden Buche. Gewinnt diese im Wachstum einen Vorsprung und greift kein Förster hemmend ein, so wird sie die Nachbareiche überwipfeln und damit zur Gipfeldürre und zum Absterben bringen. Ein Weißtännchen vermag jahrzehntelang, ja ein Jahrhundert im tiefen Walde auszudauern, wo alle lichthungrigen Bäume längst erstickt wären; wohl bleibt es klein, aber seine Gesundheit leidet nicht; entsteht einmal eine Lücke oder Lich-

tung — sei es, daß Stürme die Nachbarbäume warfen oder daß der Förster in erzieherischer Bestandespflege Luft und Licht schaffte, so kann das schon so uralte Tannenzwerglein noch zum prächtigen Baumriesen erwachsen. Wird dieser nach Jahrhunderten gefällt, lassen sich noch an den engen, dann auf einmal breiter werdenden Jahrringen die Jahrzehnte geduldig ertragener Unterdrückung ablesen. Im Krieg der Holzarten stehen also die schattenertragenden (Buche, Tanne, Fichte) wie Krieger mit starker Rüstung dagegen die wehrloseren lichtfordernden (Eiche, Lärche, Föhre). An jedem Waldrand, es sei nochmals betont, kann man sehen, wie Buchen die sich geradezu an den Rand flüchtenden Eichen nach außen drängen. Ein reiner Buchenbestand ist in unserem Mittelland meistens das Ergebnis harter Kämpfe der unduldsamen Schattenholzart mit empfindlicheren Arten. Doch der Grad der Unduldsamkeit ist sehr verschieden; in der Natur ist fast nie nur eine Bedingung allein ausschlaggebend; in Auenwaldungen zum Beispiel vermöchte die Buche der Eiche nichts anzuhaben, weil ein solcher Standort mit seinem feuchten, gelegentlich überschwemmten Boden von der Stieleiche geliebt, von der Buche aber gehaßt wird. So hat jede Holzart ihre Eigentümlichkeiten im Kampf ums Dasein. Birken halten sich Nachbarn fern durch das Peitschen mit ihren geschmeidigen Zweigen; manche Bäume vernichten durch Trauf das Unterholz. Heute wissen wir, daß — nach dem Ausdruck von Gregor Kraus 1911 — Boden und Klima auf kleinstem Raum berücksichtigt werden müssen.

Wie komische Irrtümer entstehen können, wenn Naturbeobachtung versäumt wird, zeige ein einziges Beispiel: Englische Schriftsteller leiteten aus dem Rückgang des Weinverbrauchs eine Verschlechterung des britischen Klimas ab, das die Kultur der Weinrebe nicht mehr erlaube, wie sie in früheren Jahrhunderten üblich und möglich gewesen sei. Daß damals weite Gebiete Frankreichs zu England gehörten, übersahen die gescheiterten Meteorologen; wenn die Briten sich den reichlichen Genuß von Bordeaux und Rosé d'Anjou abgewöhnen mußten, war daran nicht eine Klimaverschlechterung oder Ablenkung des Golfstroms schuld, sondern eher die Jungfrau von Orléans.

Wie furchtbar der Kampf um den Lebensraum zwischen den Bäumen, sogar bei der gleichen Art, sein muß, ergibt sich aus einer einfachen Überlegung. Zahllos sprießen oft junge Buchen, Eichen, Eschen, Ahorne, Birken, Rot- und Weißtannen aus Samen empor. Lieb und verträglich scheinen die Bäumchen nebeneinander aufzuwachsen. Doch bald drängen sie sich. Ihre Größe nimmt zu, der Raum aber bleibt unverändert. Der ehemalige Ministerpräsident Finnlands und forstliche Forscher Cajander¹ hat ausgerechnet, daß eine Föhre auf magerem Heidekrautboden im Alter von 25 Jahren

¹ A. K. Cajander: «Der gegenseitige Kampf in der Pflanzenwelt» in der Festschrift Schröter, Veröffentl. des Geobotan. Instituts Rübél, 1925. Cajander stützt sich auf Ertrags tafeln von Y. Ilvessalo in den Acta forestalia fennica 15, 1920.

einen Standraum von 0,6 m² brauche; der Bedarf steigt rasch: die Föhre braucht 50jährig 1,99 m², 75jährig 3,81, 100jährig 6,83, 125jährig 11,05, 150jährig 15,08 m² in normalem Bestand. Von den auf einer Hektare vorhandenen 16 600 25jährigen Föhren sind im Alter von 150 Jahren nur noch 663 übriggeblieben. Und weitaus die meisten Föhren waren ja schon vor dem Alter von 25 Jahren untergegangen. Cajander fügt bei, daß die Konkurrenz die Verbreitung der Pflanzenarten mehr bestimme als Klima und Boden; so sei es möglich, daß man hochalpine Arten überall in Gärten sehe und die Roßkastanie als Parkbaum noch in Südfinnland wachse. Leider liegt ein Vergleich nahe: Bauern- und Älplerfamilien wachsen, Hof, Land, Weide aber bleiben die gleichen. Ältestes Naturrecht gestattet ihnen, sich zu vermehren. Wie soll dann der Acker noch für Enkel und Enkelkinder ausreichen? So wurde stets versucht, und mußte versucht werden, weitere Äcker und größere Weide zu gewinnen. Das konnte fast immer nur auf Kosten des Waldes geschehen, oder es blieb einst nur das Reislaufen, Auswanderung oder Landflucht; es kam der Zug in die Städte, Fremdenindustrie, Verkauf der Wasserkräfte. Heilmittel können wohl nur in Rationalisierung und Intensivierung von Land-, Alp- und Forstwirtschaft gefunden werden.

In seinem Waldbuch² macht Professor Leibundgut darauf aufmerksam, daß der Kampf ebenso unerbittlich im Wurzelraum wie über der Erde ausgetragen wird. Das ist leicht verständlich, wenn man weiß, daß die Gesamtlänge aller Wurzeln unter einem einzigen Quadratmeter Bodenfläche über 500 m erreichen kann. Leibundgut sagt: «Wir ahnen nur, daß sich die Lebensbeziehungen im Wurzelraum noch verwickelter gestalten als das Zusammenleben, welches sich vor unseren Augen abspielt.» Den unterirdischen Krieg der feinen Würzelchen, die ihre Laufgräben und Sappen vortreiben, kann der Wanderer freilich kaum beobachten; ihm erscheinen ja die Bäume meist recht friedlich, wenn sie nicht gerade von Efeu und Waldrebe erstickt, von Pilzen bedrängt, von Misteln ausgesogen, von Borkenkäfern zerfressen, von Raupen und Läusen verwüstet oder vom Blitz zerschmettert sind.

Bei den langlebigen Baumgeschlechtern spielen sich Aufstieg und Untergang meist so langsam ab, daß die Augen des Wanderers gewöhnlich nur ein harmloses Nebeneinander sehen, höchstens ein allmähliches Nacheinander. Wer vermag sich zu erinnern, daß da, wo er vor dreißig Jahren mit seinen Eltern durch Laubwald wanderte, nun Nadelholz steht? Wie wenige sind gewohnt, naturgegebenen «Successionen» in ihrer Aufeinanderfolge zum Beispiel vom Ergrünen einer Kahlfäche mit der Ansiedlung zuerst von Flechten und Moosen, dann dem Aufkommen von Kräutern und Stauden, die mit der Zeit den Boden für die Bäume des standortsbedingten «Klimax»- oder Endzustandes vorbereiten, aufmerksam zu folgen. Noch am ehesten wäre der Wechsel zu erkennen, wenn einer nach Jahrzehnten eine Gegend

² Hans Leibundgut: «Der Wald, eine Lebensgemeinschaft», Zürich 1951.

widersieht, die ihm in seiner Jugend vertraut war. Dann mag es wohl geschehen, daß ein Vater seinen Kindern erzählt, wie er hier einst als Knabe mit seinen eigenen Eltern durch lichte Föhrengehölze gegangen sei, wo jetzt weit und breit dunkler Tannenwald stehe; mit jenen Föhren seien leider auch viele Arten schöner Blumen und Schmetterlinge verschwunden. Wie viele forstgeschichtliche und pflanzengeographische Fragen wären gelöst, wenn ein durch die Jahrhunderte wandernder Ahasver uns erzählen könnte, wie in Urzeiten der Wald aussah und welche Holzarten ihn bildeten, statt daß Pollenanalyse und C¹⁴ helfen müssen. Ja, wäre der Ewige Jude ganz intelligent, wüßte er vielleicht sogar von Zuwachs und Ertrag zu berichten.

Auch die Natur kennt also wie die Menschheit (die darunter bewußt mehr leidet) den ständigen Kampf um Licht und Nahrung, und sogar die doch im eigentlichsten Sinne «grundbesitzenden» Bäume müssen für ihre «Fortpflanzung» sorgen. Im «Olympischen Frühling» hat Spitteler diesem ewigen Bruderkrieg der irdischen Geschöpfe einige Verse gewidmet:

«Er sah der Pflanzen stummen, hinterlistigen Hader,
Wie sie einander die begehrte Wasserader
Unter der Decke rauben mit dem krummen Fuß,
Indeß' ihr Arm mit heuchlerischem Liebesgruß,
Deß' duftige Blumensprache Freundschaft nicht verbürgt,
Tückisch des Nachbarn Hals umschlingt und still erwürgt.»

Doch so traurig seien unsere Andeutungen nicht geschlossen. Es gibt auch Freundschaften unter den Pflanzen und gesellige Holzarten, die vereint besser gedeihen, sich gegenseitig stützen und zu schöner Form in die Höhe heben oder durch verschiedenzeitigen und sich durch die chemische Zersetzung ergänzenden Blattfall düngen. Erlen pflegen den Boden mit Stickstoff zu bereichern und ihn so für wertvolle Holzarten vorzubereiten. Ferner gibt es sogenannte «Kommensalen», das heißt Tischgenossen, die zwar am gleichen «Tische», aber verschiedene Nahrungsmittel speisen. So sind etwa Eiche und Hagebuche ganz verschiedene Persönlichkeiten, die sich aber glücklich ergänzen und gesunde Mischwälder bilden. Justinus Kerner erzählt in seinen «Reiseschatten» von einem welkenden Rosenstrauch, der durch neben ihn gepflanzten Lauch neu belebt wurde. Schädelin schildert in «Wald unserer Heimat» auch die weniger als der Kampf auffällige gegenseitige Hilfe im Wald, die da und dort Härten des Kampfes mildert. Sie kommt in der besonderen Form des alternden Baumes zum Ausdruck. Im gemischten Bestand sind Hilfe, Schutz, Gesundheit am ehesten gewahrt.

Nach einer griechischen Sage verliebte sich ein Feigenbaum in den jungen Dichter Meleager; das Bäumchen bückte sich, um mit seinen Zweigen des Vorübergehenden Haar zärtlich berühren zu können. Als einst der Dichter erkrankte, sei der liebende Baum zu seinem Fenster hineingewachsen, langsam, mit zuckenden Schritten und zerreißenen Wurzeln, damit er den Sterbenden noch einmal sehe.

An diesen Baum Meleagers und an die einander stützenden und helfenden Holzarten mag hoffend in allem Streit und Zank der Welt denken, wer die Geschlechter der Bäume und Menschen vergleicht, wie es schon vor drei Jahrtausenden Diomedes in Homers «Ilias» tat; es heißt dort im VI. Gesang, Verse 146—149: «Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen; Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling: So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.» Völker blühen und vergehen wie die ergrünenden, welkenden und vom Wind verwehten zahllosen Blattmilliarden der Bäume.

Carl Alfons Meyer.

Das sinkende Blatt

Im Buchenaltholz. Brachmondssonnenglast
Spielt auf den Blättern, gleitet stumm
Durch grüne Dämmerung von Zweig zu Ast
Hinunter auf die grisen Riesenstämme.
Kein Hauch; kein Ton; kaum ein Gesumm,

Das Kreisen meines Herzbluts und des Walds.
Wie hast aufs Neue du dich schön begrünt,
Du wunderalter, ewig junger Wald.
Du bist so still. Du schläfst? Du träumst.
Ich dämmre auch. Jetzt zwing ich meine Lider
Und schau hinauf. Ein feingetöntes Licht
Umflutet mich und schmeichelt meinen Augen.
Du schläfst? Er träumt...

Da löst ein grünes Blatt sich aus der Krone
Und flattert hilflos falternd durch den Raum,
Blitzt hier im Sonnenstrahl, stört einen Mückenreigen,
Und sinkt zum toten Laub des letzten Jahrs.
So fiel mein Freund in junger Sommerkraft;
Ein Rätsel, nicht der Tod hat ihn gerafft.

Walter Schädelin

Forêt et poésie

Les arbres ont depuis longtemps joué un rôle important en poésie. Les poètes anciens ont célébré de beaux arbres consacrés aux dieux : le chêne à Jupiter, le laurier à Apollon, le tilleul à Vénus, le peuplier à Hercule, le cyprès à Pluton... Dans les *Métamorphoses* d'Ovide, Philémon et Baucis sont transformés en arbres ; Virgile chanta le laurier. On sait combien d'arbres apparaissent dans la Bible : pommier dont hélas ! Adam croqua le fruit, cèdres du Liban, chêne où Absalon fut pris par la chevelure, et les oliviers de Géthsémani et le sycomore sur lequel grimpa Zachée pour voir Jésus.

A l'ombre d'un chêne Charlemagne rend la justice dans la *Chanson de Roland* et le son du cor du chevalier mourant rend un son lugubre dans les forêts des Pyrénées. Puis ce fut Ronsard et sa forêt de Gastine. Mais c'est surtout depuis Jean-Jacques Rousseau que, dans la littérature française, les évocations forestières se multiplient. Rousseau aimait à parcourir la forêt de Montmorency ou les boccages de l'île de Saint-Pierre. Dans la *Nouvelle Héloïse*, il place le bosquet de Julie à Clarens et parle de noyers plantureux, qui lui rappelaient celui du presbytère de Bossey, alors qu'enfant espiègle il creusait dans ses racines un aqueduc...

La forêt est tour à tour pour les poètes et les romanciers, asile de fraîcheur et de paix, réservoir d'air pur, nature encore intacte, chants d'oiseaux, mystères aussi. Au XVIII^e siècle un journaliste lausannois, Jean Lanteires, situait sous les ombrages de Sauvabelin des amours touchantes. D'autres ont signalé les brigands cachés dans les fourrés prêts à dévaliser les voyageurs. Et cela à la même époque, tandis que des médecins connus, le Dr Tronchin ou le Dr Tissot recommandaient les promenades sous bois.

On composerait une intéressante anthologie avec des poèmes en prose ou en vers, consacrés à la forêt et aux arbres. Chateaubriand, Vigny, Hugo, Lamartine en fourniraient bien des pages. George Sand aussi. Que de descriptions attachantes chez les Erckmann-Chatrion, Theuriet, Ferdinand Fabre, ou Silvestre, sans omettre Maupassant et Adolphe Retté qui écrivit tant de livres poétiques sur la forêt et ses rêves. On en découvrirait même chez Pierre Loti, parées de couleurs exotiques. De Léon Frechette à Louis Hémond, nous avons les immenses étendues boisées du Canada. Songez en Belgique aux évocations sylvestres de Camille Lemonnier, de Maeterlinck et de Verhaeren à Roger Foulon ou à Marcel Thiry.

Car dans la littérature contemporaine la forêt est présente. L'arbre est symbole pour Claudel ; la forêt est cadre pour René Bazin ou Henry Bordeaux, elle est féerie dans le *Grand Meaulnes* d'Alain Fournier. Elle monte à l'assaut de la *Colline inspirée* du lorrain Maurice Barrès, et les personnages

de Jean Giraudoux marchent parfois dans les feuilles mortes des forêts du Limousin. Les landes plantées de pins abritent les héros passionnés de François Mauriac. Henri Pourrat fut fidèle aux forêts d'Auvergne; André Chamson l'est à celles des Cévennes, Jean Giono et Marie Mauron aux oliveraies de la Provence, qu'avait chantées Mistral. Plus d'un poète se souvient en suivant ses traces que Rimbaud ne fut pas insensible aux sortilèges des forêts ardennaises. Et il existe toute une tradition où poésie, forêt, bêtes carnassières ou innocentes, se mêlent: Louis Pergaud, André Demaison, Maurice Genevoix, Roger Pécheyrand.

En Suisse romande nous avons eu Juste Olivier, Henri Durand et Frédéric Monneyron; plus tard, Henry Warnéry et Virgile Rossel, Henry Spiess, René Morax, C.-F. Ramuz n'ont pas oublié la forêt, ni Edouard Rod ou Urbain Olivier. Citons encore Werner Renfer, Philippe Monnier. Innombrables sont les écrivains romands dont les œuvres ont quelques réminiscences forestières, jusqu'à Catherine Colomb, Philippe Jacottet ou Jacques Chessex. Et que d'inoubliables pages de Gustave Roud.

Poésie et forêt: je crois qu'une page des *Cahiers* de Paul Valéry en résume l'étroite parenté:

«Le silence solennel d'une seule forêt.

L'unique bruit d'une feuille. Toutes ces feuilles rouges qui pèsent sur le sol nulle part visible.

Les troncs si purs bleutés. Tous ces fûts à toutes les distances bouchent, chacun, son morceau de profondeur, mais leurs éloignements sans règle, ces interstices donnent l'impression d'une transparence, d'un regard à travers une matière fluide et inconstante — on est au fond d'une mer, au bas de la hauteur des arbres —, car le moindre mouvement altère, trouble la vision, la change de plan.

Silence végétal. L'arbre de lui-même ne fait aucun bruit. Tout son mouvement propre est de croître. Il laisse ses fruits tomber de lui. Les bras morts lui tombent à coups de vent. Un manteau de silence, d'horreur, de crainte sur les épaules. On est regardé jusqu'à la moelle, épié à travers ces feuilles, gratté derrière ces troncs, écouté par toute la vie, deviné par quelqu'un qui enveloppe cette forêt, et dont l'œil perce jusqu'à vous.

Les bêtes, les brigands, les dieux, Dieu, tout vous attend, vous menace, vous observe — même la plus belle apparition ici ferait une singulière peur. Tout est suspendu, rien n'est qu'entrevu. Les lumières et les ombres froides sont distribuées par le seul hasard des graines et des glands tombés d'une autre époque. Vastes motifs, géants semés à poignées.

D'énormes détails précis se changent les uns dans les autres à chaque pas. Une plante extrêmement fine et délicate se risque, se découpe avec bonheur et netteté sur l'œil, se dessine sur le vague. »

Henri Pourrat

Wenn wir Bäume nur mit den Augen betrachten, bedeuten sie uns noch nicht viel; solche Betrachtungen allein bringen uns kaum Nutzen. Wir müssen die Bäume mit allen unseren Sinnen erfassen können, und dazu müssen unsere Sinne in unser Herz schlüpfen. Erst dann spüren wir, daß unser Leben sich mit dem Leben der Baumgeschöpfe verbunden hat; erst dann sprechen wir miteinander, hören, fühlen und begreifen uns gegenseitig. Wir gehen dann nicht mehr achtlos an dem Keim vorüber, der gerade den Mutterschoß der Erde durchbrochen hat, der zu leben und zu sterben bestimmt ist wie wir. Mit Entzücken schauen wir in die Süße eines winzigen Bäumchens, das noch von wohliger Wiegenwärme umhüllt ist, in seine Morgenröte, in seine Anmut, in diese lächelnde Natur.

Wir freuen uns mit den rasch Aufgeschossenen, die voll von frischen, gärenden Saftes sind, durchpulst von Heiterkeit und Frohsinn; die da aussehen wie die heutigen Mädchen, schlank und rank. Der Wind treibt mit ihnen lustige Spiele. Wie toll biegen sie sich mit überschüssiger Kraft, als hätten sie viel zu lachen.

Und Welch einen beglückenden Überfluß an Schönheit nehmen wir wahr, wenn wir in das Fest ihrer Blüte hineinsehen, in ihre Pracht, in ihren Zauber! Oder in das metallische Herbstgefunkel! Unsere Augen trinken das Geglitzter der Topase und Rubine und Smaragde im Baumpalaste und können nicht satt werden. Die Fruchtbeladenen neigen demutsvoll ihre Zweige bis zur Erde und reichen uns großmütig ihre Gaben dar: sie haben für uns geblüht, getragen und zur Reife gebracht nach heiliger Ordnung.

Stehen wir vor den Vollblütigen, vor den starken Burschen, vor den Gewaltigen, die unsere Bewunderung herausfordern, so fühlen wir uns ganz klein. Und wenn der Wind ihren ungeheuren Kronen brausende, unheimliche Orgeltöne entlockt, will es uns fast bange werden. Aber auch sie bleiben in all ihrer Mächtigkeit und all ihrem Stolze nur arme Geschöpfe: Heute noch können sie abgehauen und ins Feuer geworfen werden, nach dem Gebote der Allmacht.

Das Holz und der Saft der Bäume sind Fleisch und Blut. Jeder Baum besitzt sein eigenes Wesen und seinen eigenen Charakter, jeder ist nach eigener Art gebildet, selbst von seinen Geschwistern verschieden. So zum Beispiel das chinesische Lebensbäumchen: Es ist ein trotziger, einfältiger, lächerlicher Kauz. Es geizt mit seinem Wachstum. Es windet sich nach allen möglichen Richtungen hin, ist lieber Krüppel, wenn es nur klein bleiben kann. Es will sein Leben im Kindsein genießen. Sein nordischer Bruder hingegen, der Totenwächter auf den Friedhöfen, ist von tiefem Wesen. Er kennt keine sich schlängelnden Wege; er geht gerade hoch zum Himmel

empor und sieht aus wie eine geschlossene Hand mit erhobenem Zeigefinger, die uns mahnen will.

Die Greise unter den Bäumen rühren uns. Sie sehen müde aus. Ihr Leben war lang. Sie haben schon unsere Urgroßväter gekannt und sie überdauert. Sie wissen uns viel aus vergangenen Zeiten zu erzählen. Man möchte das Ohr an ihre alte, rissige Rinde legen, um ganz genau zu hören, was sie im Halbschlaf flüstern.

Und die Verfallenen, die hohlen Stämme, aus denen die Seele entflohen ist, die gemahnen uns an die Ewigkeit. Aus ihrer Verwesung entspringt ein anderes, ein neues Leben.

Betreten wir erhobenen Hauptes die grünen Kathedralen, durch deren Blätterdach die blauen Himmelsaugen schauen, so sehen wir den Frieden, der in den Bäumen wohnt. Buche und Ahorn umarmen sich brüderlich. Ihre Zweige kosen einander. Zärtlich und innig ist ihre Liebe. Und Liebe ist heiliges Gebot. Bei diesem Anblick will es in uns weinen. Wir fragen uns, ob auch wir miteinander und füreinander leben, wie die Bäume.

Etta Reich

Ein grünes Blatt

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf daß es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Theodor Storm

Die Stunde des Waldes

Wie viele Bäume müssen es sein, daß man von einem Wald sprechen kann? Einmal begann ich langsam schreitend die Stämme der Tannen, Föhren, Eichen und Buchen zu zählen, aber als ich bei fünfhundert Bäumen angelangt war, wußte ich nicht mehr, welche von ihnen schon mitgezählt waren und welche nicht, und ich gab es dann auf. Ich hatte ja auch die jungen Schößlinge am Boden übersehen, den Nachwuchs. Wenn man nur ein romantisches Interesse am Wald hat, muß man so handeln — Wald ist einfach unzählbare Fülle. Anders jener Grundstückhändler, mit dem ich einst befreundet war. Zu einem Bauernhof, den er erworben hatte, gehörte ein Stück Wald, und er wollte genau wissen, wie viele Kubikmeter Holz es waren. Er nahm ein Taschenbuch mit Tabellen hervor, ich hatte mit der Schublehre umgehend den Durchmesser jedes einzelnen Baumes zu rufen; er schrieb die Zahl auf und setzte die Länge des Baumes daneben, die er mit einem Blick in die Höhe schnell einschätzte. Ich hatte jeden mitgezählten Baum durch einen Kreidestrich zu zeichnen. So rechnete der Mann nach und nach das Vermögen zusammen, das er so nebenher fast unbesehen erworben hatte.

Doch der Wald hat nicht nur Bäume voller Laub oder Nadeln. Da ist Gesträuch und Gestrüpp aller Art samt Farnen und Binsen, Efeu, Moosen und Flechten ohne Zahl. Pflanzengesellschaften nennt sie der Botaniker, und zu ihnen kommen fast ebenso viele Tiere, von der Ameise bis zum Hirsch, vom Hasen zum Käuzchen und zur wilden Taube. Und wenn wir noch etwas genauer hinsehen könnten, würden wir am Boden das moderne Holz und Laub gewahren, das wieder andern Lebewesen Raum gibt, und leicht läßt sich ein alter Pilz finden, auf dessen Hut sich winzig kleine Fäulnispilze angesiedelt haben.

Diese Gesellschaften mit ihrem unstillbaren Lebensdrang bilden den Wald, vor dem ich mich als kleiner Junge oft gefürchtet habe. Es waren nicht nur die dunkelhäutigen Korberleute, die ihren Planwagen irgendwo in einer Lichtung aufgestellt hatten und mir unheimlich vorkamen, so daß ich sehr verwundert war, wie freundlich mein Vater, an dessen Seite ich ging, sie grüßte. Es war vor allem das Geheimnisvolle, denn der Wald war ein Versteck für uns, wo man vielleicht etwas Verbotenes, das einen locken mochte, oder auch etwas Häßliches, das man zu tun begehrte, tun konnte, ohne daß es jedermann sah. So vermutete man auch in jedem unbekanntem Menschen, der da auftauchte, zunächst einen Feind und Räuber, gegen den man sich vorzusehen hatte. Die Wildnis schien den Menschen mit seiner dunklen Triebwelt in ihren Schutz und auch in ihre Haft zu nehmen. War es nur dieses Unbewußte, das aus den Tiefen der unbekanntem, in uns

weiterlebenden Vorfahren aufstieg, oder vielleicht doch mehr? Das Gefühl der Ohnmacht und Einsamkeit eines Einzelnen inmitten all der drohenden Gefahren der Wildheit, der armdicken Tannenwurzeln am Boden, der Tollkirschen, der Teufelsfratzen und der frühen Nacht? Vielleicht haben die Menschen jahrtausendlang in den Wäldern der Jagd gelebt und sich aus Angst vor den stärkeren Menschen und stärkeren Tieren versteckt, bis der Hunger sie hinaustrieb?

Wald ist Natur in einem fast unbegrenzten, deutlichen Sinn: Natur und Fülle, mit ihrer generösen und grausamen Verschwendung. Wie viele Sämlinge flattern aus den Tannzapfen hernieder, wie viele Tännchen sind gewachsen, wie wenige davon auserwählt, zu schönen Stämmen zu werden und ihre Äste am Licht der Sonne auszubreiten? Mensch und Vieh zertreten die kleinen Pflanzen achtlos, der Schnee zerrißt mit seiner Last die Zweige der Jungbäume, und wenn ein Felssturz niedergeht oder nach schwerem Regen ein Sturm daherfährt, stürzen die schönsten Bäume zerbrochen durcheinander. In diesem Reich herrscht der Stärkere, aber hüten wir uns, ihn zu nennen, bevor der Kampf vorüber ist. Natürlich reißt eine große Tanne bei ihrem Sturz noch eine kleinere mit, aber vielleicht sind sie beide zusammen von einem Schwamm befallen, der ihre Kräfte aussaugt. Wer ist nun der Stärkere? Wer der Stärkste? Man sagt auch, hier könne nur das Gesunde gedeihen, und auch nur dann, wenn Glück dabei ist. Doch stößt man etwa auf verkrüppelte Bäume von erstaunlicher Vitalität, und auf hohle Baumstämme, die manches Menschenleben überdauern.

Die Natur ist zeitlos. Sie hat ihre Jahreszeiten, aber keinerlei Eile. Und vielleicht hat auch sie ihr Leid und Leiden? Nur daß sie damit leichter fertig wird als unsereiner, weil sie mehr Übung hat und auch kein Mitleid mit sich selber kennt?

Es ist in dieser Gesellschaft ein unaufhörlicher Kampf um das Überleben, ein Kampf mit den Gesetzen des Standortes und mit gewaltigen, unberechenbaren Kräften der Natur, mit der Krankheit und mit dem Zufall der Auslese.

Die kleine Schublehre meiner Erkenntnis führt nicht weit. Sind wir nicht viel zu sehr in unseren bequemen Behausungen befangen, als daß wir das Draußen, in welchem sich die Natur bewegt, noch begreifen könnten? Unsere Kinder sind in die Rehe so verliebt, daß sie ihnen Hütten bauen möchten. Aber man kann dem Wald kein Haus bauen. Über der Pflanzen- und Tierwelt des Waldes gehen seit Jahrtausenden Sonnenschein und Regenschauer, Gewitter und Schnee, Hitze und Kälte dahin, und all das prägt jedes Lebewesen für seinen Kampf um das Überleben. Die Natur ist grausam, ist erbarmungslos. Da gibt es für Mitleid wenig Raum; es ist vielleicht auch gar nicht notwendig, denn die Natur kennt keinen Tod, überall stehen Erben bereit, um Hinterlassenschaften zu übernehmen, sei es der Pilz auf dem morschen Holz, sei es die Ameise, die den toten Wurm verSpeist, oder auch der Fuchs, der das lahm gehende Reh reißt.

Da stehe ich immer noch mit meiner Schublehre, meinem kleinen Verstand und Zählrahmen. Immer größer, geheimnisvoller und unbegreiflicher wird die Natur, die uns aus dem Wald machtvoll entgegenschreitet, je mehr wir uns ihr mit unseren Maßstäben zu nähern versuchen. Wir ergründen sie nie, unsere Rechnung geht nie auf. Das schönste, was uns bleibt, ist die Ehrfurcht vor einer unfassbaren, in tausend Wesen ausgeformten Schöpfung, zusammen mit dem Wissen, daß auch wir dieser unerhört schönen und reichen Schöpfung angehören, aber niemals in die alte Wildnis mit ihrem Faustrecht zurückkehren können, wollen oder dürfen. Die Gebote des Menschen lauten anders. Das war für mich die Stunde des Waldes.

Hans Rued. Schmid

Herbstklage

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blüh'n,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
«Hat dein Herz sein Glück gefunden?»

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welches Hoffen.

Nicolaus Lenau

Aus meinem grünen Tagebuch

Wenn ich still und allein den Wald durchwandere, bin ich glücklich. Warum, weiß ich selber nicht.

Der Stadtmensch lebt im Laufgitter der Menge, alles ist technisiert, organisiert, vorgeschrieben; keiner darf nebenaus, keiner schneller laufen, keiner darf anders sein. Da schlüpfte ich von Zeit zu Zeit durch den Hag, entrinne und mache mich davon, hinaus, fort, fort zum Wald, zu mir selber, in die frische Luft, zu meiner eigenen Freiheit.

Wenn ich still und ganz allein zwischen den alten Tannen und Buchen und Föhren dahinstapfe, habe ich immer das Gefühl, in edler Gesellschaft zu sein. Der Wald ist wie eine verzeihende Mutter, sein Schweigen erlöst das ewig menschliche Herz.

Die nie versiegende, jeden Morgen mich aufweckende Quelle ist das Sehnen nach Tannenduft und Bergbachrauschen. Ich trage dieses Sehnen wie einen köstlichen Schatz im Herzen, es verschönt mir jeden Tag.

Wenn dich einer im Stich gelassen oder enttäuscht hat, wenn du niedergeschlagen bist oder Zweifel dein Inneres zernagen, gehe in die Stille des Waldes, hier findest die Geborgenheit des Mutterschosses, in seinem Schweigen fühlst dich erlöst. Der Wald ist ein nimmer versagender Arzt.

Eugen Wyler

Forêt, Maison vivante...

Les villes devenant de plus en plus inhabitables, c'est à la forêt qu'il faut demander le secret du bonheur.

Dans l'atmosphère empuantie de nos cités, on rêve sans cesse de parfums légers ou passe la fraîcheur des tiges neuves et des bourgeons frais.

Forêt, Maison vivante, accueille un instant notre pensée. Je m'assieds à l'ombre de mes souvenirs; j'entends bruire dans tes branches la chanson des premiers matins.



Au-dessus du village, au-delà des prés sans mystère, bourgeonne l'immense touffe velue qui se propage, apparemment, jusqu'aux limites du monde. J'ai toujours aimé ces lieux indécis où deux ordres se rencontrent: celui que les hommes contrôlent et celui qui ne leur appartient plus. La faux, la pioche, la charrue règnent sur le premier; et tout à coup, la raison bascule; elle se heurte à cet immense frémissement des arbres qui va se perdre dans l'infini. On peut entrer; la porte est multiple; un passage est réservé à l'homme entre chaque pilier; mais plus rien n'est tout à fait à sa mesure; plus rien ne lui obéit; il se sent enveloppé de présences qui le dominent. Il s'enchanté des surprises qui lui sont offertes. Mais ce royaume n'est plus son royaume. Il ne peut que s'y promener en visiteur; avant le soir, il aura compris que cette maison appartient à des maîtres invisibles et il retournera dans la prison des étroites demeures humaines.

Cette orée de bois sépare véritablement deux mondes, celui du chiffre, où chaque motte est mesurée à l'empan du propriétaire, reproduite sur les registres du géomètre, estimée, pesée sur les balances du fisc, photographiée, enregistrée; et celui de la liberté. Franges mouvantes, sinueuses, où l'ordre humain cède devant l'éclatement des sèves végétales, devant la poussée irrationnelle de ces hautes colonnes bourgeonnantes, devant la prolifération incontrôlable des forces souterraines qui lancent au ciel, dans l'éclatement d'une fabuleuse générosité, les jets vivants des tiges multiformes; partage souverain des végétations. Au-delà du pré, du champ, de la vigne, la nature reprend ses droits et triomphe.

Toutes les mythologies ont trouvé dans la forêt les formes de leurs dieux. Ils s'y dérobent dans le jeu de leur originelle liberté. Ils s'y ébattent avec le vent, s'y propagent avec le mouvement des cimes et des branches, s'y déploient avec la légèreté des cascades. Dans le mouvement innombrable des feuilles et des rameaux, on voit danser le peuple des rêves les plus anciens. Ces vastes houles qui se penchent et se redressent, quel décor pour les mises en scènes sacrées où passent le souffle divin! Tout vit et frémit de puissance, dans la maison sans limites où se répètent les voix dans l'écho sensible

comme un miroir. L'imagination ne cesse de recevoir les impulsions les plus vives et dans le frôlement des tissus et des ailes passent les formes indéchiffrables de l'Invisible.

C'est pourquoi l'enfance est sans cesse attirée par la magie de la forêt. Elle s'y perd parce que c'est la plus merveilleuse des maisons. Elle est toute en fenêtres, en balcons, en insinuations d'ombres et de lumières, en corridors magiques, en pistes perdues et retrouvées, en surprises, en clairières de soleil, en touffes nocturnes, en chutes et reprises, en racines mystérieuses qui ressemblent à des reptiles, en flèches qui jouent avec les nuages. Elle est le mouvement et la musique; elle est l'inépuisable dessin de l'insaisissable visage et la répétition jusqu'au désespoir d'une invention où la pensée elle-même se détruit.

Ce silence est peuplé de tant de musiques qu'on ne cesse de s'en émerveiller. Pas seulement les oiseaux aux voix si diverses mais chaque arbre a son chant. L'air siffle à l'aigu profil des mélèzes mais il s'étouffe dans l'épaisse ramure des sapins; il vibre jusqu'au frémissement métallique dans le recourbement souple des cimes ployées par la tempête mais gronde et résonne sourdement dans les branches basses qui se refusent. Quel dialogue étrange entre les branches menacées, dans le tumulte de l'orage! Toutes les peurs s'y prolongent, s'y diffusent en menaces véhémentes et tout à coup, le silence tombe et le silence trouve ici l'accord souverain de l'immobilité.

Les habitants de ces lieux forment un peuple si divers qu'on ne se lasse jamais de l'observer. Chaque étage a sa faune, chaque arbre son nid, chaque saison, ses surprises. De la vipère qui rampe, à l'insecte qui trouve une montagne en chaque feuille séchée, au lièvre qui bondit et s'arrête, étouffé de sa propre peur, à l'essaim des oiseaux, l'homme trouve un sujet de crainte, d'admiration, d'étonnement. Un prodigieux univers se révèle peu à peu, dont la variété n'a pas de limite. Tout est profusion, tout est richesse, dans l'emmêlement des végétaux et la multiplicité des bêtes dont notre premier regard ne décelait pas la présence. La cité des fourmis retiendrait à elle seule l'attention des journées qui passent; la grâce d'un chevreuil, on l'emporte dans son souvenir comme un don.

Et comme elle change, cette forêt de miracles, d'une saison à l'autre, d'une année à l'autre! Je croyais en connaître toutes les images: elle se révèle à moi toute nouvelle, tout à coup, parce que la hâche du bûcheron modifia l'éclairage d'un fourré, parce que la croissance des jeunes arbres établit d'autres rapports entre ce que j'aimais et ce que je retrouve... D'une année à l'autre, les tons se modifient, selon l'abondance des averses ou la fidélité du soleil. Un vieil arbre, fatigué, meurt. C'est tout un petit canton de mon univers qui s'en trouve bouleversé.

Forêt, maison vivante, je n'épuiserai jamais mon plaisir à suivre ces pistes ouvertes devant mes pas dans la liberté totale que tu me proposes. Ici, dans tes refuges de verdure et de silence, se rétablit un accord que je

croyais perdu. J'entends de nouveau battre le cœur du monde sous les écorces de tes arbres et je retrouve le goût originel du bonheur dans ces grandes foulées qui se posent sur la mousse ou l'herbe élastique. Cette solitude est toute peuplée de vies parallèles à la mienne, qui refusent de se perdre dans l'anonymat du troupeau. Et la fourmi n'est là, ployant sous son fardeau et suivant la piste obligatoire, que pour me rappeler la dure condition de l'humanité grégaire qui nous assujettit.

Arminie Bernstr.

Jetzt rede du!

Du warest mir ein täglich Wanderziel,
Viellieber Wald, in dumpfen Jugendtagen,
Ich hatte dir geträumten Glücks so viel
Anzuvertraun, so wahren Schmerz zu klagen.

Und wieder such ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen —
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will lauschen.

Conrad Ferdinand Meyer

Sequoia

Ums Jahr 1770 gab eine Cherokee-Indianerin einem Sohne das Leben, der später unter dem Namen Sequoyah berühmt wurde. Der Vater war George Gist, ein deutscher Händler, der sich um sein Kind nicht weiter kümmerte. Der Knabe wuchs ganz unter Indianern auf. Er wurde Silber- und Grobschmied und Philosoph, trieb Handel und erfand 1821 für seinen Stamm ein Alphabet von 85 Zeichen. Ab 1828 gab er eine Zeitung heraus in dieser Schrift. 1917 wurde ihm im Kapitol zu Washington ein Denkmal errichtet.

Eine viel größere Ehrung für diesen Pionier kulturellen Lebens fand der österreichische Botaniker Stephen Endlicher. Als in Kalifornien die gewaltigen Rotholzbäume (Redwood) entdeckt wurden, gab er ihnen 1847 den Namen dieses roten Mannes: Sequoia.

Otto Martens, der Gärtner, vermochte kaum zu warten, bis er mir diese herrlichen Wälder und Naturschutzgebiete zeigen konnte. Endlich kamen seine Ferien, und gleich am ersten Morgen in aller Frühe, am 17. Juni 1949, brachen wir auf. Amalie und Fritz Wankmüller aus San Diego schlossen sich an. So waren wir in zwei Wagen eine muntere Gruppe von sieben.

Die Morgennebel lichteteten sich, als wir über die Küstenberge von Los Angeles in die große, fruchtbare, heiße Ebene von Bakersfield und Fresno kamen. Gegen Mittag schon rückten wir in die hohen Berge der Sierra Nevada ein.

«*Sequoia National Park!*» Ein mächtiger Block Rotholz mit dem geschnitzten Kopf des Indianerhäuptlings sagt uns, daß wir geschütztes Land betreten. Ein Bergbach schäumt um kühne Felsen, Moro Rock springt trotzig hoch, weiße Schneegipfel grüßen herein. Höher und höher windet sich die Straße, immer freier wird der Blick, immer dichter der Hochwald. Und dann – die ersten Sequoia! Da ragen sie in den blauen Himmel, die letzten Riesen einer versunkenen Vorzeit! Rot leuchtet die rissige Borke, satt dunkelgrün schimmert die Nadelkrone! Klein wie eine Ameise wird der Mensch.

Auf 2000 Meter Höhe finden wir die Blockbauten des kleinen Dörfchens und einen stillen Zeltplatz mit freier Schau nach Sonnenuntergang. Bald sind wir eingekistert und knistert das Lagerfeuer. Und wir gehören zum Wald, zur Bergesstille, zu den zutraulichen Hirschen und Eichhörnchen und Bären, einige herrliche Tage lang. Wir durchstreifen Giant Forest, den Wald der Riesen, nach allen Seiten, die verträumten Bergwiesen, wo die Hirsche und Rehe friedlich grasen, erklimmen Moro Rock und lauschen am Abend am mächtigen Camp-Feuer den Erläuterungen der Ranger, der Parkhüter, die schöne Farblichtbilder zeigen. Wir legen unsere Hände an

die stolzen Stämme und vergessen in weihevolem Staunen die kleine Welt der Menschen.

Sequoia! Diese gewaltigen Nadelbäume sind überlebende Kameraden der Riesensaurier. Im Eozän, vor 50 Millionen Jahren, breiteten sich diese Wälder über weite Gebiete von Amerika, Europa, Asien bis hinauf nach Grönland und Spitzbergen. Nur zwei Arten überlebten die Eiszeit, und beide finden sich heute praktisch als Wälder nur noch im Staate Kalifornien.

Sequoia gigantea wächst an den Westhängen der Sierra Nevada in Höhen zwischen 1200 und 2550 m ü. M., die meisten zwischen 1500 und 2100 m. 73 Gruppen und Wälder sind ermittelt worden. Giant Forest zählt die meisten Bäume: 3500, deren Stämme alle wenigstens 3 m dick sind, 180 cm über dem Boden gemessen.

Der Baum «General Sherman» gilt als der größte, wenn auch nicht der höchste. Er ist, bei fehlendem Wipfel, 82 m hoch. Sein Durchmesser über der Erde ist 11 m, in 54 m Höhe beträgt er noch 4,20 m. Der größte Ast findet sich 39 m über der Erde und hat 2 m Durchmesser. Das Gesamtgewicht des Baumes ist 2145 Tonnen. Aus dem Holz des Stammes könnten 35 Holzhäuser von 5 Zimmern gebaut werden. Es gibt Stämme von 100 m Höhe. Freunde in Bern, stellt euch den Münsterturm vor! So hoch wachsen die Sequoias!

Das Holz, frisch geschnitten, ist rosarot und dunkelt dann nach. Es ist schwer, wird aber beim Austrocknen sehr leicht. Es ist von unverwüstlicher Haltbarkeit. Umgestürzte Baumriesen, offenliegend oder im Erdreich, zeigen nach Jahrhunderten noch kaum Zeichen der Verwitterung. Ein Pfosten, vor 50 Jahren in den Boden geschlagen, ist noch wie neu.

Alle diese Sequoias haben unzählige, gewaltige Waldbrände überlebt, fast alle zeigen schwere Narben. Die rissige Borke hat sie geschützt. Diese wird bis zu einem Meter dick, ist schwammig leicht, läßt sich von Hand zerdrücken. Sie enthält jedoch einen Stoff wie Asbest und brennt nicht. 1899 wurde im großen Heizofen der Atwell-Säge ein Stück Borke von 50 cm Dicke, 60 cm Breite und 180 cm Länge mitten in einen Stoß dürrer Tannenholzes gelegt und dieses angezündet. Als das Feuer erlosch, war alles Holz zu Asche verbrannt, die Rotholz-Borke dagegen kaum etwas angesengt.

Wie sind nun die Samen, aus denen solch ein Riese wachsen kann? Es ist, als ob die Natur zeigen wollte, welcher Wunder sie fähig ist. Die Sämchen sind nicht größer als das winzige Senfkorn, mit kleinen Flügeln. 200 bis 300 finden sich in einem der rundlichen Zapfen von etwa 6 cm Größe, die an unsere Kieferzapfen erinnern. Auch heute keimen stets wieder junge Bäume, wenn auch im Freien viele glückliche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit es glückt.

Wie alt werden die Sequoias? Niemand weiß es. Sicher ist nur, daß viele der großen Bäume 3500 bis 4000 Jahre alt sind, wie die gewissenhafte Nachzählung der Jahrringe gefällter Stämme beweist. Dabei grünen und wachsen

diese Urriesen auch heute noch weiter und tragen Frucht. Ihre Lebenskraft ist unvorstellbar. Alle haben schwere Wunden erlitten und blühen weiter. Es gibt Bäume, bei denen schließlich neun Zehntel der Borke durch Feuer nach und nach verkohlt und 60 m des Kernholzes des Stammes ausgebrannt wurde. Wie eine leere Hülse ragt der Riese in die Luft und treibt dennoch weiter grüne Äste! Warum sollten diese Bäume, wenn schwere Schäden ihnen fernbleiben, nicht auch 5000 oder 6000 oder 10000 Jahre alt werden? Freilich, unserer Generation werden sie es nicht beweisen können.

Nie wurde ein Sequoia-Baum gesichtet, der an Altersschwäche gestorben wäre, dem Schädlinge, Insekten, Pilze etwas hätten antun können. Blitz und Feuer, ausnahmsweise auch ein Sturm, können ihn fällen, doch niemals Krankheiten. Erst in den letzten hundert Jahren ist ihm der gefährlichste Feind erwachsen: der Mensch. In sinnloser Gier stürzte er sich auf ihn, mit Axt, Säge und Dynamit. Tausende hat er ruchlos gefällt und wenig Gewinn davon gehabt. Stürzt solch ein Koloß mit all seinem Gewicht, so splittert der Stamm meist in viele Stücke. Kaum ein Viertel des Holzes konnte genutzt werden. Doch weitsichtige naturliebende Amerikaner wie George W. Stewart nahmen den Kampf auf. 1890 gelang es ihnen, große Teile dieser Waldgebiete unter Naturschutz zu stellen. Sequoia und Kings Canyon National Park sind zusammen 100 km lang und bis zu 50 km breit.

Yosemite! Eine ganz andere Welt überhängender Felswände und stiegender, 750 m hoher Wasserfälle. Im Mariposa-Wald stehen wieder Sequoia, die Autostraße führt mitten durch den Wawona-Baum, der weiterlebt und wächst. Unvergeßlich bleiben die Tief- und Rundblicke vom Gletscherpunkt und am nächsten Morgen die lange Wanderung all den tosenden Fällen des Tuolumne River entlang. Am Nachmittag schon fahren wir über den Tioga-Paß nach Osten, 3000 m hoch, wieder hinab an den großen Mono-See mit seinen vulkanischen Inseln und baden am Abend im Schwimmbad in Fales Hot Springs, Quellen 68 Grad Celsius heiß.

27. Juni. Nun geht es dem Meere entlang wieder dem Süden und San Francisco zu, durch die herrlichen Rotholzwälder der pazifischen Küste. Hier im Tiefland wächst in der Hügelzone der Seenebel, der Vetter des Riesen auf den Bergen: Sequoia sempervirens. Er wirkt sehr schlank, da er bei 100 m Höhe «nur» auf höchstens 5 m Durchmesser kommt. Im dichten Forst ist es auch tagsüber dunkel, kühl und weihevoll wie in einem mächtigen gotischen Dom mit tausend Strebepfeilern.

Aus dem Buch «Zu freien Ufern». Weltreise 1949/50.

Werner Zimmermann